

ALINA
BRONSKY

**NENN
MICH EINFACH
SUPER
HELD**

ROMAN



Kiepenheuer
& Witsch

ALINA BRONSKY

Nenn mich einfach SUPERHELD

Roman



Kiepenheuer & Witsch

Inhalt

- [Titel](#)
- [Widmung](#)
- [Hauptteil](#)
- [Buch](#)
- [Autor](#)
- [Lesetipps](#)
- [Impressum](#)

Für F., L. & S.



Mir war sofort klar, dass man mich reingelegt hatte. Ich schob mir den Hut in die Stirn, warf den Zettel mit der Adresse, den mir Claudia zugesteckt hatte (*Familienbildungszentrum, Meditationsraum*), zusammengeknüllt vor meine Füße und wollte mich schon umdrehen und wieder nach Hause fahren, als ich dieses Mädchen sah. Sie schaute mich kurz an und wandte sich sofort ab. Ich nahm es ihr nicht übel. Meine eigene Mutter hatte wochenlang üben müssen, mir ins Gesicht zu gucken,

und dieses Mädchen kannte mich noch gar nicht. Ich rechnete es ihr hoch an, dass sie nicht sofort kotzte.

Anstatt also gleich umzukehren, blieb ich in der Tür stehen, schob den Hut wieder ein bisschen zurück und starrte wie ein Hornochse. Und begriff langsam, dass ich hier nicht weggehen würde. Nicht jetzt und am liebsten überhaupt nie mehr. Ich würde mich auf den letzten freien Stuhl setzen, der in dieser Runde stand und auf mich zu warten schien, und ich würde dieses Mädchen anschauen. Ich hatte noch nie eine derart märchenhafte Schönheit gesehen, mit solch grünen Augen, rabenschwarzen Haaren – und so traurig. Sie trug ein sehr langes Kleid mit feinen roten Blumen auf

weißem Hintergrund, das ihre Beine bedeckte. Von mir aus hätte es auch kurz sein dürfen. In den Speichen ihres Rollstuhls leuchteten bunte Reflektoren, die wie Schmetterlinge und Butterblumen geformt waren.

Also hob ich den Zettel mit der Adresse wieder auf und stopfte ihn in die Hosentasche. Dann rückte ich die Sonnenbrille zurecht und ging unter den feindseligen Blicken der anderen auf den letzten leeren Stuhl zu.

Wir waren zu sechst. Außer diesem Mädchen und mir waren es: ein langhaariger Typ mit einer Beinprothese, ein schwammiges, teigiges Etwas mit rötlichem Flaum auf dem Kopf und ohne

sichtbare Behinderungen, eine sehr langbeinige Tunte mit nervös umherirrendem Blick und ein arrogant dreinblickender Schönling, der wie ich eine Sonnenbrille trug. Meine war allerdings teurer. Er hatte sein Gesicht als Einziger nicht in meine Richtung gedreht.

Wir sollten jeder eine Bongo-Trommel auf den Schoß nehmen und einen Rhythmus vortrommeln, der unsere Persönlichkeit beschrieb, sagte der Guru und schleifte einen Haufen kürbisartiger Gebilde in die Mitte unseres Stuhlkreises. Und jetzt!

Als sich keiner rührte, dachte ich zum ersten Mal, dass ich hier vielleicht doch ganz richtig war.

Der Guru ließ sich nicht entmutigen. Er drehte sich im Kreis, um jedem von uns einzeln ins Gesicht zu schauen. Bei mir tat er es erwartungsgemäß sehr kurz, bei dem Mädchen genau umgekehrt. Ich konnte ihn verstehen. Ich wusste auch nicht, was man hier überhaupt tun sollte, außer sie anzuschauen. Trommeln etwa?

Wie hält sie es bloß aus, dachte ich. So schön und das einzige Mädchen unter lauter Jungs. Muss sie hier sein, weil sie im Rollstuhl sitzt und sich deswegen keiner dafür interessiert, was sie wirklich will? Haben ihre Eltern sie gezwungen? Wurde sie angelogen, genau wie ich?

Das Mädchen zuckte, ohne meinen Blick zu erwidern, mit der linken

Schulter. Ich tat ihr den Gefallen und schaute zu den anderen. Die begannen unruhig auf ihren Stühlen hin und her zu rutschen.

Ich seufzte und richtete den Blick auf den Herrn der Trommeln.

Der Guru hatte, und das war peinlich genug, genau wie ich einen Hut auf. Deswegen war mein erster Impuls, mir meinen eigenen herunterzureißen. Andererseits war ich schon lange nicht mehr beim Friseur gewesen, und das Mädchen hatte mit meinem Anblick auch so schon genug zu tun.

Unter seinem Hut trug der Guru ein Gesicht unendlicher Güte. Er hatte etwas von einem alten Mädchen, das einmal sehr niedlich gewesen sein musste,

Kulleraugen, die im Laufe der Jahre etwas verblasst waren, und viele kleine Falten um Mund und Augen. Seine Fröhlichkeit schien mir angesichts unserer düsteren Gesichter vollkommen deplatziert.

»Dann mach ich das eben für euch«, sagte er mit unerträglicher Sanftheit. »Ich fang mit dir an, Janne.«

So erfuhr ich, wie sie hieß.

Ich hatte schon den Verdacht gehabt, dass sie sehr stolz war, als ich ihre schmalen grünen Augen gesehen hatte. Er bestätigte sich, als sie dem Guru ins Wort fiel.

»Lassen Sie das«, sagte sie. »Was wissen Sie schon über mich.«

»Dann mach's doch selber, Zuckerschnecke«, sagte der Guru und trommelte etwas Heiteres mit den Fingerknöcheln vor. Dabei lächelte er so, dass sie rot wurde.

»Ich fange an«, sagte ich, um sie zu erlösen. Aber ich war zu spät.

Der Streber mit der billigen Sonnenbrille war mir zuvorgekommen. Er hatte seinen Arm in die Höhe gestreckt und mit den Fingern geschnippt.

Er heiße Marlon, teilte er uns gnädig mit. Die erste Silbe zog er unendlich in die Länge. Ich schaute besorgt zu ihm rüber. Wenigstens meinen Vornamen wollte ich für mich allein haben – aber es stimmten zum Glück nur die ersten

drei Buchstaben überein. Seine Stimme war ruhig und etwas schleppend, als wollte er mit jedem Ton ausdrücken, wie unglaublich lässig er war und wie furchtbar ihn unsere Gesellschaft langweilte. Er war seit seinem siebten Lebensjahr blind, mehr erfuhren wir nicht. Eine degenerative Netzhauterkrankung, dachte ich sofort, schlechte Gene, man kann da nicht wählerisch genug sein. Seine Familie besaß zwei Hunde, so groß und so groß – er hielt die Hände ganz schön weit überm Boden. Ich zuckte zusammen. Für einen Moment rutschten die abgeschabten Dielen des Meditationsraums unter meinen Füßen weg.

»Blindenhunde?« fragte der Guru mit diesem Ich-höre-euch-aktiv-zu-Gesicht.

Marlon machte eine Bewegung mit dem Kinn, die ganz entfernt mit Kopfschütteln zu tun hatte.

Er sei sehr geruchsempfindlich, sagte er und setzte eine bedeutungsvolle Pause. Seine Nase sei unglaublich fein, er könne riechen, was jeder Einzelne hier gestern zum Frühstück gegessen habe. Er bitte, darauf Rücksicht zu nehmen und verstärkt auf die Hygiene zu achten. Und genau aus diesem Grund werde er sich jetzt woanders hinsetzen.

Das teigige Wesen neben ihm atmete geräuschvoll aus und lief rot an. Ich hätte Mitleid mit ihm gehabt, wenn ich mich nicht selbst so vor ihm geekelt hätte.

Alle sahen schweigend zu, wie Marlon sich erhob, mit Leichtigkeit seinen Stuhl nahm und ihn an Jannes Seite trug. Dass hier schon die nervöse Tunte saß, schien ihn nicht zu stören. Er konnte sie ja angeblich nicht sehen. Sie faltete sich zusammen und rutschte mit ihrem Stuhl unter Marlon hindurch und in den Kreis hinein. Marlon stellte seinen Stuhl auf den frei gewordenen Platz, setzte sich hin, das Gesicht zu Janne gewandt, und atmete tief ein. Seine Nasenflügel bebten.

Janne hob die Hand. Ich dachte, dass sie ihm jetzt eine knallen würde. Ich hätte es jedenfalls gut gefunden. Stattdessen fuchtelte sie mit ihren langen, zarten Fingern vor Marlons

Sonnenbrille herum.

»Und du siehst wirklich gar nichts?«

Er fing ihre Hand in der Luft. »Mach keinen Wind«, sagte er und legte sie an seine Wange.

Ich beschloss, doch nicht mehr hierherzukommen. Obwohl ich zum ersten Mal sah, wie Janne lächelte.

Irgendwann schlug der Guru einen Gong. Wir starrten ihn an, unschlüssig, was er uns damit sagen wollte.

»Wir sind fertig für heute«, sagte er. In seinen verkrampften Mundwinkeln verbarg sich aufrichtige Erleichterung.

Bis auf Janne und den Blinden standen alle wie in Zeitlupe auf, als wären sie unsicher, ob sie jetzt wirklich gehen

durften. Dann eilten sie auf den Ausgang zu. Ich ließ den Typen mit der Beinprothese vor, ich hatte Angst, ihn umzurennen. Er war erstaunlich flott, obwohl die Prothese kürzer zu sein schien als sein richtiges Bein. Vielleicht war er einer von denen, die für die Paralympics trainierten. Er hieß Richard, aber es gab für mich nicht den geringsten Grund, mir seinen Namen zu merken.

In der Tür stieß ich mit dem Teigigen zusammen. Er fühlte sich wie eine Qualle an. Es hätte mich durchaus interessiert, welche Behinderung er hatte. Das war nicht zur Sprache gekommen. Eigentlich war, von unseren Vornamen abgesehen, gar nichts zur

Sprache gekommen, weil die nervöse Tunte den Rest der Stunde geweint und gezittert hatte. Der Guru hatte versucht, sie zu trösten. Schließlich hatte sie sich schluchzend in die Ecke gesetzt.

»Ich bin ein Psycho, achtet nicht auf mich«, hatte sie gesagt. Wir anderen hatten schweigend zugeguckt, wie der Guru mit einem Glas Leitungswasser, Rescue-Tropfen und einer Packung Taschentücher um sie herum tanzte. Daraufhin hatte ich in seinem Gesicht erstmals so etwas wie Verunsicherung entdeckt. Das hast du jetzt davon, hatte ich schadenfroh gedacht. Hättest doch lieber eine Yogalehrerausbildung gemacht oder irgendwas mit schamanischen Reisen.

Der Teigige hatte ein intaktes Gesicht, Arme und Beine und konnte sehen, hören und sprechen. Sein Name war Friedrich.

Ich wich zurück, um ihn vorzulassen, damit er endlich heimging und ich ihn nicht mehr sehen musste. Aber er tat das Gleiche und lächelte mich von unten an. Das fand ich schon wieder tapfer.

»Was ist Marek für ein Name?« fragte er.

»Polnisch.«

»Bist du Pole?«

»Nein. Das einzige Osteuropäische ar mir ist die neue Frau meines Vaters.«

»Und wer war das?« Er deutete erst auf mein Gesicht, dann auf meine Hand.

»Ein Rottweiler«, sagte ich.

»Aber sehen kannst du?«

»Nein«, sagte ich und guckte an ihm vorbei.

Dann wandte ich mich rasch ab, damit er nicht auf die Idee kam, dass sich hier irgendjemand mit ihm unterhalten wollte, ging durch die verdamnte Tür und rannte über den Flur.

Eine noch nicht alte, etwas puppenhafte Frau, die mir merkwürdig bekannt vorkam, lief auf mich zu. Als sie mich durch den Gang rennen sah, ließ sie ihre Handtasche fallen und versuchte, mir auszuweichen. Da ich das Gleiche vorhatte, stießen wir zusammen. Mein Hut glitt herunter. Ich fing ihn auf und hörte sie vor Schreck quietschen.

»Entschuldigen Sie bitte, ich bin heute so tollpatschig«, sagte sie und lächelte

an mir vorbei. Ihr Kinn zitterte ein wenig.

Ich wollte etwas Böses erwidern. Aber dann begriff ich, warum sie mir so bekannt vorkam. Sie hatte Jannes Gesicht, wie es in zwanzig, dreißig Jahren aussehen würde. Ich sagte gar nichts und rannte weiter.

In der S-Bahn setzte ich mich ans Fenster und zog den Hut tiefer ins Gesicht. Der Waggon füllte sich schnell. Ich blieb wie immer allein auf dem Viererplatz.

Ich hatte den Eindruck, beim Einsteigen hinter all den Rücken Friedrichs rötlichen Schopf gesehen zu haben. Dann war er wieder

verschwunden, und ich suchte nicht nach ihm. Sollten wir uns zufällig irgendwo begegnen, hatte ich nicht vor, ihn zu grüßen. Als ob ich noch in Fußgängerzonen ging oder in Parks oder in Museen oder in Clubs oder in Sportstudios.

Ich wollte ausnahmsweise nicht sofort wieder nach Hause. Ich fuhr zu Claudia in die Kanzlei. Ich wollte ihr im Gegenzug den Tag versauen.

Vorher musste ich an Marietta vorbei, die Claudia immer als ihre rechte Hand bezeichnete. Dabei war sie wie ich Linkshänderin. Marietta erhob sich, als ich reinkam, und umfasste ganz fest die Tischkante, als bräuchte sie jetzt extra Halt.

»Marek.« Sie sah zu mir hoch, und ihre volle knallrote Unterlippe zitterte ein bisschen. Ich überlegte kurz, wie es sich anfühlen würde, sich daran festzubeißen. Seit dem Rottweiler hatte ich niemanden mehr geküsst. Schon dafür gehörten alle Rottweiler dieser Welt bei lebendigem Leibe gehäutet.

Ich seufzte und guckte kurz in Mariettas Ausschnitt. Ich mochte sie schon dafür, dass sie aufgehört hatte, mich zu duzen, als ich dreizehn geworden war. Und dass sie mich so behandelte, als würde sie auch von mir bezahlt. Außerdem schimmerte ein Hauch roter Spitze unter der nicht ganz blickdichten weißen Bluse durch.

»Schön, dass Sie uns besuchen. Ihre

Mutter ist gerade im Gespräch. Möchter Sie einen Kaffee?«

»Ich hab's eilig«, sagte ich. Sie stellte sich mir entschlossen in den Weg. Ich schob sie vorsichtig, aber ebenso entschlossen beiseite. Ich wollte ihr nicht wehtun.

»Claudia!« rief ich laut.

Die Kanzlei war hässlich, und ich fragte mich immer, ob Claudia sie so eingerichtet hatte, um zu demonstrieren, dass es hier nur um Kompetenz und nicht um Schnickschnack ging. Der Flur war lang und schmal wie eine Darmschlinge, der Boden mit einem gräulichen Teppichboden ausgelegt, links und rechts dämmerten geschlossene Milchglastüren. Dazwischen hingen

gerahmte Rechtecke voller düsterer Kleckse.

Hinter einer der Türen donnerte Claudias Stimme. Komischerweise musste ich lächeln. Ein godzillaartiger Schatten fiel auf die Tür, dann sprang sie auf, und schon rauschte Claudia heraus, im maßgeschneiderten Kostüm mit einem für eine Fünfzigjährige viel zu kurzen Rock. Ihr etwas unordentlich geschminkter Mund war zusammengekniffen, und die Augen sprühten Funken.

»Haben wir ein Problem?«

»Ich nicht. Du. Du hast mich angelogen.« Ich kümmerte mich nicht darum, ob der Klient mich hören konnte. »Es ist überhaupt keine Privatgruppe für

ein externes Abitur. Es ist eine gottverdammte Selbsthilfegruppe für Krüppel mit einem armseligen Alleinunterhalter an der Spitze.«

»Dann bist du da ja genau richtig.« Sie stemmte die flache Hand gegen meine Brust und schob mich weg von der angelehnten Tür. Dahinter herrschte betretenes Schweigen. Was Claudia aber keineswegs dazu veranlasste, die Stimme zu senken. »Ich habe einen Klienten, also ist es keine gute Zeit, hysterisch zu werden. Nimm deine Medikamente und beruhig dich.«

»Ich habe *diese* Medikamente nur eine Woche lang genommen, und auch nur, weil es hieß, sie seien gegen die Schmerzen. Und das ist jetzt ein Jahr

her!« Ich wurde noch einen Tick lauter. Der Klient sollte nicht angestrengt lauschen müssen.

»Ach ja, richtig. Dann lass dir von Marietta einen Kaffee kochen und fahr nach Hause.«

»Warum hast du mich angelogen?«

»Warum hast du mich angelogen, warum hast du mich angelogen! Wieso wiederholst du das immer?«

»Also warum?«

»Wärest du sonst hingegangen?«

Ich hatte mich inzwischen zu der abgeschirmten Sitzgruppe schieben lassen, dem quadratischen Tisch mit kleinen glitzernden Mineralwasserflaschen und den ordentlich gestapelten Fachzeitschriften

für Jäger. Ich ließ mich auf einen der Stühle neben einer Kiste mit speckigen Bauklötzen fallen, der daraufhin kläglich ächzte.

»Ich gehe auch nicht mehr hin, nur dass du es weißt.«

»Ist recht. Versaure zu Hause.«

Sie zog mir schmerzhaft an dem heil gebliebenen Ohr und verschwand hinter dem Milchglas. Die Tür, geräuschvoll zugezogen, vibrierte klirrend, und die benachbarten Türen stimmten mit ein. Claudias Entschuldigung hallte durch den Flur.

Ich nahm den Kaffee, den mir Marietta mit einem verständnisvollen Lächeln hinhielt, und verschüttete beim Trinken die Hälfte auf meine Hose. Ich konnte

immer noch nicht richtig zurückklächeln, die Lippe tat weh, und die Haut spannte über der ganzen Wange, als wäre sie zu eng vernäht.

Im Auto hielt sie die Hand mit der Zigarette aus dem Fenster und schnippte die Asche in den Wind. Der Wind blies sie zurück, auf Claudias Ärmel sah sie aus wie Schuppen. Ich wartete darauf, dass sie mich über die Krüppel-Gruppe ausfragen würde. Dass sie sich für Behinderungen der anderen Teilnehmer interessieren und mir dann sagen würde, ich solle mich glücklich schätzen: Ich könne schließlich laufen, sehen und hören, mir stünde die Welt weiter offen. Sie hatte mir das alles schon länger nicht

mehr gesagt.

»Claudia«, sagte ich. Sie schaute, von meinem Tonfall überrascht, zu mir rüber. »Wenn du ein Mädchen wärest: Würdest du schreiend vor mir wegrennen?«

»Ich *bin* ein Mädchen.« Sie schaltete das Radio aus und schob eine CD in der Schlitz am Armaturenbrett.

»Deswegen frage ich.«

»Du kennst doch dieses Märchen.« Es musste eine ihrer Yoga-CDs sein, das Auto füllte sich mit einem merkwürdigen Stöhnen. Claudia drehte die Lautstärke herunter, bis nur noch ein leises Summen zu hören war.

»Welches Märchen?«

»Die Schöne und das Biest.«

Ich biss mir auf die Unterlippe, bis es salzig schmeckte, und spürte immer noch nichts. Es hatte eine Zeit gegeben, in der Claudia oft wiederholt hatte, dass ich gar nicht schlimm aussähe, dass ich fast so schön wäre wie früher, dass ich mich nicht zu verstecken brauchte. Dass meine Probleme nur im Kopf säßen: Ich hätte mir *eingebildet*, entstellt zu sein. »Guck dich doch mal im Spiegel an, du bist gar nicht hässlich«, hatte sie wiederholt und meinen Kopf festgehalten, weil ich mich von meinem Spiegelbild weggedreht hatte. »Das Leben ist wegen der paar Narben noch nicht vorbei, Marek.« Sie hatte es so oft abgespult, dass ich schon gedacht hatte: Wenn sie es noch zehn Mal sagt, glaube ich es ihr. Oder noch

fünfzehn Mal. Oder hundert.

Und jetzt sagte sie: Die Schöne und das Biest. Ich schaute schweigend aus dem Fenster. Draußen war Nacht. Ich hatte in der Ecke über eine Jägerzeitschrift gebeugt gewartet, bis es dunkel geworden war. Marietta war längst nach Hause gegangen, und Claudia hätte mich beinahe in der Kanzlei eingeschlossen. Sie hatte eine Weile nach Luft geschnappt und sich die linke Brust gehalten, als ich sie von meinem Platz hinter dem Paravent gerufen hatte.

»Nimm wenigstens jetzt die verdammte Sonnenbrille ab.« Sie warf die Zigarette weg und schloss per Knopfdruck das Fenster. »Nicht, dass du dir auch noch die Augen verdirbst.«



Am nächsten Donnerstag war ich überrascht, dass sie alle wieder da waren. Bis auf Marlon und den Guru jedenfalls, und die vermisste ich nicht. Janne wurde von der Frau begleitet, die wie ihre ältere Kopie aussah. Nur eben mit Beinen. Sie schob Jannes Rollstuhl den langen Flur entlang, und die alten Dielen des Familienbildungszentrums quietschten unter den Rädern.

»Hallo, Janne«, sagte ich, als ich sie beide überholte.

»Hallo, Mark.« Sie sah flüchtig zu mir

hoch und dann starr nach vorn. Ihre Mutter schielte schon ganz aufgeregt.

»Ich kann den Rollstuhl schieben«, sagte ich.

»Das ist sehr nett von Ihnen.« Jannes Mutter klammerte sich fester an die Griffe, als hätte sie Angst, dass ich ihr die Tochter entreißen wollte.

»Verpiss dich«, sagte Janne, ohne den Kopf zu drehen.

Ich zuckte mit den Schultern und ließ sie vor.

Die selbst ernannte Psycho-Tunte hatte sich ein besticktes Kissen mitgebracht, auf dem sie jetzt thronte. Ihr Name fiel mir wieder ein: Kevin. Ihr Lippenstift erinnerte mich an Claudias, war aber großflächiger und vor allem

ordentlicher aufgetragen. Friedrich strahlte, als er mich sah, sodass ich mir spontan das Gesicht abtastete. Es war aber noch alles wie vorher. Richard mit der Prothese hatte seine beiden Beine, das echte und das künstliche, auf den benachbarten Stuhl gelegt und guckte teilnahmslos aus dem Fenster.

Ich hatte den Raum nach Janne betreten. Ihr waren die Begrüßungen nur so entgegengeflogen. Bei mir vergaßen sie es ganz. Ich verzichtete ebenfalls darauf.

»Tschüss, Mama«, sagte Janne eisern zur Frau, die sich aufgeregt umschaute, von einem zum anderen, und dabei ihre kleine Handtasche knetete. Janne rollte an den Rand des Kreises, den die

anderen mit ihren Stühlen gebildet hatten. Für sie war ein Platz freigelassen worden, daneben stand ein Stuhl. Ich bewegte mich auf ihn zu, wurde aber jäh von Janne's Blick gestoppt. *Du nicht*, sagte dieser Blick, und ich drehte eine Pirouette und wechselte die Richtung, als wäre ich gerade gegen eine Glaswand gelaufen. Was aber niemand komisch fand.

Richard nahm, ohne mich anzusehen, seine Extremitäten vom zweiten freien Stuhl. Dabei sah er so genervt aus, als ob ich darum gebettelt hätte, neben ihm sitzen zu dürfen.

Der Guru verspätete sich. Wir saßen schweigend da. Janne hatte einen Punkt

an der Wand fixiert und sah wie versteinert aus. Richard las die Süddeutsche. Kevin und Friedrich schauten nach Blickkontakt gierend in die Runde.

Die Tür flog auf. Bis auf Richard sahen alle auf.

Es war aber nur Marlon, den ich bereits vollkommen verdrängt hatte.

Jetzt nahm ich ihm eher ab, dass er blind war. Er stand in der Tür und wiegte sich auf den Fußballen. Seine Stirn war gerunzelt, und die Nasenflügel bebten. Ich fragte mich, wie seine Augen unter der Brille aussahen. Ob auch er etwas zu verbergen hatte. Oder ob ihm einfach jemand gesagt hatte, mit Brille würde er so cool aussehen wie Agent K

aus »Men in Black«. Seine Freundin vielleicht. Er sah aus wie jemand, der regelmäßig Sex hatte.

»Hier ist frei«, sagte Janne leise. Er drehte den Kopf in ihre Richtung. Mit unsicheren Schritten ging er auf Janne zu, stolperte über ihren Rollstuhl und verlor fast das Gleichgewicht. Ihre Hand schnellte ihm entgegen, um ihn zu stützen, aber da stand er schon wieder. Jede Wette, dass er das absichtlich gemacht hatte. Dann ertastete er den freien Stuhl und ließ sich fallen. Er streckte seine Hand in Jannes Richtung, erreichte sie aber nicht. Und sie kam ihm diesmal auch nicht entgegen.

Ich fragte mich, ob Marlon ahnte, dass ihn gerade alle ansahen. Blinde spürten

ja so etwas angeblich. Janne jedenfalls wusste genau, dass sie angestarrt wurde, als wären wir eine Proletenfamilie und sie unsere Glotze. Aber es schien ihr nichts auszumachen. Vielleicht genoss sie es sogar.

»Sind wir komplett?« fragte Marlon Janne. Sie zuckte mit den Schultern und sah kurz in die Runde.

»Der Guru fehlt«, sagte Richard. »Wahrscheinlich braucht er dringend ein neues Chinesisch-Lehrbuch.«

»Wieso Chinesisch?« fragte Friedrich.

»Weil ich mich eigentlich für einen Chinesisch-Crashkurs angemeldet habe.« Richard sah wehmütig aus dem Fenster.

»Ich glaube nicht, dass das hier so ein

Kurs ist.« Friedrich klang verunsichert.

»Denkst du, ich glaube das?« Richard rollte die Zeitung zusammen, holte aus und schlug gegen die Wand. Kevin zuckte zusammen. Etwas Winziges, Schwarzes fiel auf den Boden. Hätte ich nicht das Knacken eines Panzers gehört, hätte ich es für eine Stubenfliege gehalten.

»Und du, Janne?« fragte Friedrich.
»Warum bist du hier?«

Sie ignorierte die Frage. Schaute ihr nicht einmal an.

Wir hörten, wie jemand über den Flur rannte. Dann stand der Guru nach Luft schnappend in der Tür.

»Keinen Parkplatz gefunden?« fragte Kevin besorgt.

Der Guru hielt sich keuchend die Brust und lehnte sich gegen den Türrahmen. Er sah nicht nur völlig fertig, sondern auch sehr erstaunt aus.

»Ihr seid ja alle da.«

»Wo sind eigentlich die Trommeln?« fragte Kevin mit dünner Stimme.

Friedrich war der Einzige, der sich angemeldet hatte, um, wie er sagte, Kontakt zu anderen Behinderten zu bekommen. Der Guru schaukelte auf den Hinterbeinen seines Stuhls und ließ ihn erzählen. Beim Sprechen ließ Friedrich seine kleinen braunen Augen ausgerechnet auf mir ruhen. Ich schlug die Beine übereinander, nahm den Hut ab, setzte ihn auf das Knie und strich mir

die Haare glatt. Sie waren nicht nur seit einer Ewigkeit nicht mehr geschnitten worden, sondern auch seit einer halben Ewigkeit ungekämmt. Meine Finger verfangen sich in den verfilzten Strähnen. Als Friedrich zu beschreiben begann, wie seine inneren Organe sich aufgrund einer Autoimmunerkrankung auflösten und dass er nicht mehr lange zu leben habe, wurde mir übel.

Friedrich zählte freudig die Medikamente auf, die er täglich nahm. Sie hatten komplizierte, poetische Namen, die er sichtlich gern aussprach.

»Hör auf«, sagte Janne, als er beim vierten angekommen war. »Das interessiert hier keinen.«

Friedrich verschluckte sich. Er

vergaß, den Mund zu schließen, und kaute noch eine Weile an der Luft herum.

»Wir sind doch zum Reden da.«

»Aber doch nicht mit dir«, sagte Marlon.

Kevin begann schon wieder zu zittern.

Der Guru räusperte sich und drehte sich plötzlich zu mir.

»Sag mal, Mark.«

»Marek.«

»Sag mal, Marek. Vor einem Jahr war doch diese Geschichte mit dem Kampfhund in der Zeitung, der einen Jungen angegriffen hat.«

»Echt?« sagte ich. Zum ersten Mal schaute mich Janne länger als eine Viertelsekunde an. Für eine weitere Viertelsekunde hätte ich mir vermutlich

das Ohr ganz abbeißen lassen müssen.

»Ja bitte?« sagte ich in ihre Richtung.

»Ich frag mich nur ...«, sagte der Guru. Alle schienen zu lauschen, seine Stimme hallte durch die atemlose Stille, und mir kribbelte der Rücken. Ich wollte nicht, dass sie mich anstarrten. Das taten sowieso alle, aber hier sah ich es nicht ein. Selbst der blinde Marlon hatte sich mit seinem linken Ohr zu mir gedreht und wirkte plötzlich hoch konzentriert.

»... ob du uns davon erzählen möchtest«, sagte der Guru.

Ich war auf so viel Dreistigkeit nicht vorbereitet gewesen.

»Ich erinnere mich auch«, sagte Richard. »Das war so groß in den Zeitungen, und sie hatten auch ein Foto

von ihm abgedruckt.«

»Welches Foto? Davor oder danach?«
fragte Marlon.

Ich musste irgendwas tun, mich irgendwie ablenken, um nicht den Stuhl unter ihm wegzureißen. Also stand ich auf und verließ den Raum, und es war mir egal, ob Janne mich dabei endlich etwas länger anschaute.

Ich ging über die Straße, an all den beleuchteten Einzelhändlern und Kneipen vorbei, und in meinen Augen brannte es. Das tat es häufiger, und es war lästig. Ich wischte mit den Fingern unter der Sonnenbrille, aber das Brennen ließ nicht nach. Ich hätte mir die Brille abnehmen müssen, um mir mit einem

Papiertaschentuch das Gesicht abzutrocknen, aber überall waren Menschen. Eine Grundschulklasse zog lachend und schnatternd an mir vorüber. Die meisten von ihnen gingen mir bis zum Bauchnabel.

Sie sahen mich nicht an, weil ich mich außerhalb ihres Blickwinkels und damit auch ihrer Welt befand, aber ich spürte es schon.

Wenn ich irgendwo auftauchte, änderten die Leute ihre Wege. Je voller es war, desto klarer wurden die Muster. Wo vorher Chaos geherrscht hatte, gab es auf einmal geregelte Bahnen, die alle nach einem sternartigen Schema das Ziel hatten, möglichst unbeschadet und mit maximalem Abstand an mir

vorbeizukommen. Ich fühlte mich wie eine Knoblauchzehe auf einer Ameisenstraße. Wahrscheinlich bekamen die Leute das alles nicht richtig mit – ihr Unterbewusstsein veränderte ihre Umlaufbahn so nervenschonend, dass sie nie erfuhren, was ihre innere Unruhe ausgelöst hatte und welcher Gefahr sie entgangen waren.

Ich änderte meinen Kurs ebenfalls. Ich ging ins erste Eiscafé, das ich sah. Ich hatte noch nie gern Eis gegessen, aber gleich am Eingang war die Toilette. Ich glitt hinein und schloss ab. Ich machte das Licht aus und nahm die Sonnenbrille ab. Ertastete mit der Hand das Waschbecken. Dachte an Marlon und an seine Frage. *Davor oder danach?*

Ich hatte mich auf das Waschbecken gestützt, und die Tränen tropften auf meine Hände. Weinen war völlig unsinnig; aber wenn meine Augen so juckten und brannten, floss es von alleine. Ich fand den Wasserhahn und drehte ihn auf, spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Jemand klopfte an die Tür.

»Gleich«, brüllte ich und ließ mich auf den Klodeckel fallen.

Ein Auge juckte mehr als das andere. Wahrscheinlich hatten sie mir aus Versehen auch noch den Tränenkanal zugenäht. Claudia hatte am Anfang viel geheult, immer wenn sie gedacht hatte, dass ich es nicht mitkriege. Aber natürlich hatte ich alles mitbekommen. Sie war mit aufgedunsenem, fleckigem

Gesicht umhergelaufen, mit zu Schlitzten verengten Augen, dazwischen Inseln ungleichmäßig aufgetragenen Abdeckstifts, und hatte gedacht, dass das keiner merkt.

Und dann war sie plötzlich wieder fröhlich geworden. Einfach so, ich hatte gar nicht bemerkt, wann es genau passiert war. Als wäre ein Schalter umgelegt worden. Sie hatte sich an alles gewöhnt, viel schneller, als ich erwartet hatte. Sie konnte mir ins Gesicht sehen, ohne mit der Wimper zu zucken. Am Anfang hatte sie die Narben noch oft mit den Fingerspitzen berührt, gefragt, ob es wehtue, und beteuert, ich sei überhaupt nicht hässlich. Das machte sie inzwischen auch nicht mehr.

Die Klotür zitterte unter den Faustschlägen.

Ich stand auf, schob mir die Sonnenbrille in die Stirn und riss die Tür auf. Sah einen jungen Kellner mit schwarzer Hose, Weste und Fliege. Sein Mund öffnete sich in einem lautlosen Schrei, aber an der Rundung stimmte etwas nicht. Lippen- und Zungenschwäche, dachte ich. Hätte als Kind zum Logopäden gehen müssen. Bestimmt nuschelt er jetzt.

»Buh!« sagte ich und ging an ihm vorbei ins Freie.



Am nächsten Morgen stellte ich fest, dass jemand meinen Pschyrembel genommen hatte.

Es war mein eigener, ich hatte ihn mir vor einem halben Jahr gekauft, in einer ordentlichen medizinischen Fachbuchhandlung. Er stand in meinem Buchregal zwischen einem anatomischen Atlas, einem von Großvater geerbten Lehrbuch der Gynäkologie und Geburtshilfe vom Beginn des letzten Jahrhunderts und einem ebenso historischen, jedoch absolut unnützen Wälzer mit dem romantischen Namen »Die Kunst zu heilen«, den nur sein schöner Umschlag vor dem Altpapier

gerettet hatte. Den hatte mir Claudia vor zwei Monaten zum Geburtstag geschenkt, in der Hoffnung, dass mein neues Interesse für medizinische Nachschlagewerke irgendwas Gutes für meine Zukunft und unser Zusammenleben bedeutete.

»Siehst du«, hatte sie anerkennend gesagt, nachdem ich das Buch ausgepackt hatte. »Es ist völlig normal, dass man nach gravierenden Einschnitten neue Horizonte für sich entdeckt. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, mein Schöner.«

»Amen«, hatte ich gesagt und das Geschenkpapier ordentlich zusammengefaltet. Ein kurzes Durchblättern des Wälzers bestätigte die

Vermutung, dass Claudia auch mit diesem Geschenk völlig danebenlag. Ich interessierte mich nicht für die Geschichte der Medizin. Und ich wollte auch niemandem helfen. »Danke für das schöne Buch«, sagte ich. »Du darfst es dir jederzeit gern ausleihen, zum Beispiel, wenn du einen Briefbeschwerer brauchst.« Sie zuckte mit keiner Wimper.

Die Geschichte der Heilkunst stand noch da. Die Gynäkologie und Geburtshilfe ebenfalls. »Plastische Chirurgie: Band I Grundlagen Prinzipien Techniken«, Kostenpunkt 229 Euro, alles an seinem Platz.

Der Pschyrembel war weg.

Ich raste hinunter in die Küche und

zog den Stecker des Staubsaugers, dessen Schlauch in den Händen unserer Putzfrau zuckte. Frau Hermann war eine hochgradig kurzsichtige und auch sonst schwer kranke Person. Früher einmal musste sie fitter gewesen sein, aber daran konnte ich mich nicht erinnern. Vorgestern war mir eine Spinnwebe von der Küchenlampe in die Minestrone gefallen.

Frau Hermann wandte sich zu mir um. Sie war sehr klapprig, und die wenigen grauweißen Fusselhaare standen von ihrem Kopf ab, zusammengehalten von einer Haarklammer wie bei einem Chihuahua.

»Möchten Sie einen Kaffee?« fragte ich. Ihr Blick streifte gleichgültig über

mein Gesicht. Sie hatte ganz andere Probleme, deswegen fühlte ich mich in ihrer Gegenwart entspannt.

»Ja, vielleicht«, sagte sie.

»Kommt.« Ich malte mit den Händen ein Rechteck in die Luft. »Haben Sie mein dickes grünes Buch gesehen?«

»Das mit den Schweinereien?«

»Nein, das andere. Aber auch nicht lecker.«

»Grün?«

Ich nickte.

»Bei Mama auf dem Nachttisch«, sagte sie und drehte mir den Rücken zu. Dabei machte sie eine Geste mit zwei ausgestreckten Fingern. Ich verstand und stöpselte das Staubsaugerkabel wieder ein.

Ich hatte Claudias Schlafzimmer nicht mehr betreten, seit Dirk hier Einzug gehalten hatte. In letzter Zeit sprach ich mit niemandem; tagsüber ließ ich die Rollläden unten, döste oder blätterte in meinem Pschyrembel, und nachts ging ich spazieren, manchmal sogar ohne Sonnenbrille, und spürte die kühle samtige Luft an der Haut.

Claudia schien es nicht zu stören. Morgens hatte sie es eilig, und abends war Dirk da. Dazwischen arbeitete sie wie ein Tier. Dirk war mindestens zehn Jahre jünger als sie, ein Mann, der leicht debil aussah, aber laut Claudia hochbegabt war. Ich fragte mich, was ein Erwachsener mit seiner Hochbegabung

anfangen sollte. Ob da nicht andere Werte langsam wichtiger wären, eine geräumige Wohnung mit Parkett und Kamin zum Beispiel. Ich fragte Claudia. Claudia sagte, ich müsse mir um Dirk keine Sorgen zu machen.

Das war unser vorerst letztes Gespräch zu diesem Thema gewesen.

»Mein Sohn hat schlechte Laune«, hatte Claudia an unserem ersten Abend zu dritt einen Tick zu laut zu Dirk gesagt. Dirk hatte zurückgefragt, was ich gegen meine Depressionen täte. Ich hatte meine Zimmertür zugeschlagen. Sollte er ruhig denken, dass ich nicht nur depressiv, sondern auch gewalttätig war.

Der Pschyrembel lag auf Claudias Nachttisch neben einem dicken Buch,

das eine Frau mit hochgestecktem Haar und schönem Hals zeigte. Unter dem Pschyrembel lag noch ein dünnes, ich nahm es in die Hand. Es ging um die posttraumatische Belastungsstörung bei Jugendlichen. Ich legte es zurück. Dann überprüfte ich, ob meine Lesezeichen im Pschyrembel noch am richtigen Platz waren. Es war nicht Claudias Art, ungefragt in meinen Sachen zu stöbern. Ich war bereit, so großzügig zu sein: Vielleicht wollte sie einfach nur nachschlagen, ob eines ihrer Muttermale wie ein Melanom aussah.

Ich stellte den Pschyrembel zurück in mein Regal und googelte den Guru. Ich hätte seinen Namen gern vergessen, aber er hatte sich in mein Gedächtnis

eingebraunt, also googelte ich ihn. Ich wollte sehen, ob er nicht zufällig ein Kindermörder war, nach dem seit Jahren gefahndet wurde. Ich fand aber keine Hinweise darauf. Er hatte bei einem freien Theater den gestiefelten Kater gespielt und ein Buch über Erleuchtung beim Wandern geschrieben. In der Kurzbiografie zum Buch stand, dass er Kindergärtner gewesen war und eine tödliche Krankheit besiegt hatte. Sein Facebook-Profil war nicht öffentlich. Als Kursleiter war er auch noch nicht groß in Erscheinung getreten, selbst unsere kleine Selbsthilfegruppe konnte ich in keinem Verzeichnis des Familienbildungszentrums finden.

Ich gab JANNE in die Suchmaske ein

Klickte auf Videos. Und blieb bis zum Abend vor dem Bildschirm hängen.



Als es am nächsten Freitagmittag klingelte, lag ich ausgestreckt auf meinem Bett und rührte mich nicht. Ich sah den Fischen im Aquarium zu und stellte mir vor, ich wäre einer von ihnen, zum Beispiel dieser fette, hässliche Wels, dessen ganzer Lebensinhalt es war, einen runden Stein abzulutschen. Er war so beschäftigt, dass er vor lauter Lutschen auch den Weltuntergang nicht mitbekam.

hätte. Darum beneidete ich ihn.

Claudia war in der Kanzlei. Ob Dirk auch Arbeit hatte, hatte ich noch nicht herausgefunden. Jedenfalls schlich er gerade einmal nicht durch unser Haus. Briefträgern öffnete ich grundsätzlich nicht. Claudias Post ging meist ans Büro, und mir schrieb längst keiner mehr. Dafür hatte ich nicht einmal etwas Besonders tun müssen, außer die Annahme der unzähligen Beileidsbriefe und Genesungskarten zu verweigern, die der Postbote vor einem Jahr in großen Stapeln aus seiner Tasche geholt hatte.

Es klingelte Sturm.

Ich schob die Füße in die Pantoffeln und ging runter, um die Klingel abzuschalten. Hinter dem Milchglas der

Eingangstür bewegten sich mehrere Schatten.

Zeugen Jehovas, dachte ich, angetreten zur Gruppenvergewaltigung.

Jetzt schlugen sie auch noch an die Tür.

»Ich ruf gleich die Polizei«, brüllte ich. »Man merkt doch, dass keiner zu Hause ist.«

Jemand presste seine Nase gegen das Glas. Sah aus wie eine Schweineschnauze, grotesk verzerrt und vergrößert. Die Faustschläge hallten dumpf durch das ganze Haus.

Okay, dachte ich. Ihr habt es so gewollt.

Ich ging abgewandt am Flurspiegel vorbei, legte die Hand auf die Türklinke.

Schloss mit der anderen Hand auf. Riss die Tür auf und trat in die Sonne.

Wie erwartet, wich einer von ihnen zurück und stolperte über seine eigenen Füße. Der andere rührte sich nicht. Ich hatte das Gefühl, dass er mich durch seine Sonnenbrille mit den Augen löcherte. Es dauerte, bis ich ihn erkannte.

Es war Marlon, und er lächelte. Hinter ihm rappelte sich Friedrich auf. Er hielt sich die Hand vor die Augen. Meine Sonnenbrille war im Haus. Ich war so viel Tageslicht nicht mehr gewohnt.

Ich erbarmte mich und drehte Friedrich den Rücken zu.

»Können wir reinkommen?« fragte

Marlon.

»Hab ich euch eingeladen?« Ich stand immer noch mit dem Rücken zu ihnen.

»Woher habt ihr meine Adresse?«

»Teilnehmerliste«, piepste Friedrich.

Auf der Kommode im Flur lag eine meiner Brillen. Ich setzte sie auf und drehte mich zu ihnen.

»Was wollt ihr?«

»Du bist gestern nicht zum Treffen gekommen«, sagte Marlon.

»Natürlich nicht.«

»Du fehlst aber.«

Ich dachte, ich hätte mich verhört. Es konnte nicht sein, dass Marlon das tatsächlich gesagt hatte. Also wartete ich, dass er noch etwas hinzufügte. Aber er schwieg, und es war klar, dass er

nicht vorhatte, damit einfach so aufzuhören. Ich verlor als Erster die Geduld.

»Wem? Dir? Oder etwa dir, Friedrich?«

Marlon machte wieder diese knappe Kinnbewegung, die mehr sagte als tausend Worte. Muss ich mir merken, dachte ich.

»Der Gruppe. Jetzt mach kein Theater und lass uns rein.«

Ich konnte kaum glauben, dass sie wirklich da waren. Es waren schon so lange keine Leute mehr da gewesen. Die letzten 389 Tage fühlten sich nicht nach einem Jahr und einem Monat an, auch nicht nach zehn Jahren. 389 Tage waren

eine Zeit irgendwo zwischen einem Wimpernschlag und der Unendlichkeit.

Ich hatte niemanden vermisst, und die beiden erst recht nicht. Sie saßen jetzt trotzdem an unserem Küchentisch, und Friedrich glotzte sich die Kulleraugen aus dem Kopf. Fast konnte ich hören, wie es in seinem Kopf ratterte. Er registrierte alles, den Gasherd, das Muster der Geschirrhandtücher, Claudias abartige Pflanzen in den Töpfen mit Hydrokultur, das Regal mit den aufgereihten Gewürzen und die kostbaren antiquarischen Teedosen, die aussahen, als wären sie vom Sperrmüll. Am liebsten hätte ich einen Vorhang vor all das gezogen. Oder, noch lieber, die beiden rausgeworfen.

Genau wie Claudia fingen sie zuerst mit Lügen an, und genau wie sie konnten sie es nicht lange durchhalten. Keine Ahnung, warum so viele Menschen das für eine gute Strategie hielten. Sie erzählten etwas von einem besonderen Projekt, das der Guru mit uns vorhatte. Ohne mich ginge es angeblich überhaupt nicht.

Ich tat nur so, als würde ich zuhören. In Wirklichkeit versuchte ich mir vorzustellen, wie Friedrich von innen aussah. Eine Schilddrüse, die sich auflöste. Erschöpfte Nebennieren, die den Dienst versagten. Chronisch entzündete Leber durch die lebenslange Medikamenteneinnahme. Juvenile Arthritis. Verschrumpelte Nieren. Hohe

Blutzuckerwerte. Ich war versucht, den Pschyrembel zu holen und ein paar Dinge nachzuschlagen.

Sie deuteten mein Schweigen offenbar falsch – nun wechselten sie die Strategie.

»Und Janne hat nach dir gefragt«, bemerkte Marlon betont beiläufig. Er saß neben Friedrich und bewegte seine riesigen nackten Füße über die Küchenfliesen. Immer wieder, ununterbrochen, hin und her. Ich hatte sie erst reingelassen, als sie die Schuhe ausgezogen hatten. Das war immer eine gute Möglichkeit, Gäste zu demütigen. Hausschlappen hatten sie abgelehnt. Ich guckte auf Marlons Füße und fragte mich, ob er sich die Fußnägel selbst

schnitt und feilte, und wenn nicht, wer es dann für ihn tat. Marlons Hand streichelte die Tischplatte, der Ärmel schabte kaum hörbar drüber. Es machte mich wahnsinnig.

»Janne«, wiederholte ich. Sie nickten. Friedrich rätselte vermutlich gerade, ob die Grimasse in meinem Gesicht ein Lächeln sein sollte. Ich überlegte, ob sie wussten, womit Janne sich so die Zeit vertrieb. Ob sie auch schon mal auf die Idee gekommen waren, ihren Namen zu googeln.

Und dann zog Marlon etwas aus der Hosentasche und legte es auf den Tisch. Es war grün, flach und rechteckig. Ich blinzelte, dann streckte ich die Hand danach aus.

Ein Hunderter.

»Was soll das?« fragte ich.

»Vergiss den Scheiß, den wir erzählt haben«, sagte Marlon. »Du kommst, weil du dafür bezahlt wirst. Betrachte es als Arbeit. Es ist halt wichtig.«

Ich nahm den Schein zwischen zwei Finger, hielt ihn mir ans Ohr. Das Knistern gefiel mir.

»Ist nicht gerade viel«, sagte ich.
»Was muss ich dafür tun? Und wer zahlt überhaupt?«

Es entstand eine Pause, in der ich noch ein wenig knisterte.

»Also?«

»Der Guru«, sagten sie gleichzeitig.

Das, was sie schließlich erzählten, klang

komplett absurd.

»Der Guru hat etwas ganz Besonderes vor«, sagte Friedrich. »Er meint, wir haben alle ein Riesenproblem, und er will versuchen, uns zu helfen.«

»Ich finde, es reicht, wenn er dir hilft.«

Friedrich sagte nichts.

»Was hat er genau vor?« fragte ich.

»Das hat er noch nicht erklärt.«

»Warum wundert mich das gar nicht?«

»Wir müssen doch erst alle miteinander warm werden, bevor es wirklich losgeht.«

»Noch so was Ekelhaftes, und du fliegst hier raus.«

»Wir gehen sowieso gleich, aber du musst nächsten Donnerstag kommen.

Bitte. Du darfst auf den Aufnahmen nicht fehlen.«

Und da begann es mir endlich zu dämmern.

Bei Friedrich schien sich eine Schleuse geöffnet zu haben. »Der Guru will uns filmen«, sprudelte es aus ihm heraus. Er reihte die Wörter hastig aneinander, verschluckte sie immer wieder, als hätte er Angst, dass Marlon oder ich ihn abwürgen würden. Aber wir schwiegen. Ich war mir nicht einmal sicher, ob Marlon überhaupt zuhörte. »Vielleicht macht er ja einen richtigen Film über uns. Einen Dokumentarfilm über eine Gruppe von Behinderten. Einblicke, die

mit Vorurteilen brechen sollten, verstehst du. Stell dir vor, der Film wird dann in allen Zeitungen rezensiert und zu Festivals eingeladen. Wir werden berühmt. Ich hätte schon einen Titelvorschlag. »Die glorreichen Sieben«, super, oder?«

»Wir sind doch nur sechs«, sagte ich mit schwacher Stimme. »Oder zählst du doppelt?«

Er lächelte entwaffnend. »Ich habe den Guru mitgezählt. Jedenfalls hat er gesagt, dass am Ende eine große Überraschung auf alle wartet. Wenn er das alles heil übersteht.«

»Süß«, sagte ich.

Marlon ertastete den Geldschein, den ich inzwischen zurück auf den Tisch

geworfen hatte, und steckte ihn wieder ein.

»Du kapierst einfach nicht, dass es ausnahmsweise nicht um dich geht«, sagte er und stand auf. »Komm, Schweinebacke.« Und er bewegte sich, mit den Fingerspitzen die Wand berührend, in Richtung Ausgang.

Ich holte sie in der Tür ein und legte Marlon die Hand auf die Schulter, um ihn zurückzuhalten. Wir waren schließlich noch nicht fertig. Ich schlug auch nicht zurück, als Marlon meine Hand mit einer verächtlichen Bewegung abschüttelte und mir dabei wie zufällig den Ellbogen in die Seite rammte. Das hätte wehtun können, aber es war nicht mehr so einfach, mir wehzutun.

Ich wollte sicher sein, dass ich ihn richtig verstanden hatte. »Janne?« fragte ich. »Geht es um Janne?«

Er zuckte mit der linken Schulter.

»Also ich«, sagte Friedrich von hinten, »ich tu es auch ein wenig für mich.«



»Ich heiße Friedrich, und mein Körper löst sich von innen auf«, sagte Friedrich in die Kamera, die der Guru vor seine Nase hielt. Wir saßen auf der Wiese hinter dem Familienbildungszentrum und sahen zu.

Nur Janne hatte sich abgewandt und den Kopf in die Hände gestützt. Marlor hockte neben ihrem Rollstuhl im Gras und fuhr mit dem Finger über den Reifen.

Er hatte etwas, was ich schon früher nicht gehabt hatte und auch nie haben würde. Was keiner von uns hatte, am allerwenigsten der Guru. Es war weder Kaltschnäuzigkeit noch das, was als Charisma bezeichnet wurde. Es war etwas, was einen auf seine Worte horchen ließ, weil er wirkte, als wüsste er ein Geheimnis, das er nicht verraten würde. Er brauchte Janne nicht, weil ihm auch viele gesunde Mädchen auf ihren eigenen Beinen nachlaufen würden. Er wusste nicht einmal, dass

Janne schön war.

Aber *ich* wusste es. Und vor 395 Tagen hätte ich mich neben Janne gesetzt und sie angelächelt. Man hatte immer behauptet, dass ich ein charmantes Lächeln hätte. Ich hatte es gehasst, das zu hören; es hatte harmlos und dämlich geklungen. Ich hatte Lucy an meiner Seite gehabt und ich war ihr treu gewesen, wenn auch eher aus Faulheit denn aus wirklicher Überzeugung. Abgesehen von der kurzen Knutschepisode mit Johanna, die Frau Hermann einige Male als Vertretung geschickt hatte, als sie selbst mal wieder eine Krankenhausmatratze vollreihern musste – so drückte sie sich jedenfalls aus.

Ich hörte meine eigenen Zähne knirschen.

Richard hatte die Halterungen seiner Prothese gelöst und machte irgendwas an seinem Stumpf. Ich konnte nicht umhin, rüberzuschauen. Der Guru wandte sich von Friedrich ab und richtete das Kamera-Auge auf das abgetrennte Bein, das im Gras lag.

»Nein«, sagte Richard.

Der Guru ließ die Kamera sinken. So schwer hatte er sich das alles wohl nicht vorgestellt.

»Wie haben Sie uns überhaupt gefunden?« fragte ich. »Haben Sie jeden Einzelnen gezielt eingeladen? Jeden gelockt mit dem, was für ihn interessant sein könnte? Über Familie und

Freundeskreis ausgehorcht? Haben wir ein Casting als besonders geeignete Krüppel bestanden, ohne es zu merken? Oder ist alles Zufall?«

»Der Zufall ist das Pseudonym, das der liebe Gott wählt, wenn er inkognito bleiben will«, deklamierte der Guru frustriert und deckte das Objektiv mit einer Plastikkappe ab.

»Ich wollte schon immer mal Kehlkopfgesang können«, sagte Kevin in die Runde. »Ich finde es richtig unglaublich fies von dir, dass du mich mit falschen Versprechen so übel reingelegt hast.«

Der Guru sah aus, als könne er damit umgehen.

»Wie fändest du das?« fragte Marlon

plötzlich und stimmte ein Lied an, das ich nicht kannte. Ich kannte nicht einmal die Sprache. Helle Vokale, die von kaum hörbaren Konsonanten zusammengehalten wurden, flossen über meinen Kopf hinweg. Mir wurde schwindlig. Ich ließ mich ins Gras fallen und schloss die Augen. Für einen Moment vergaß ich alles, was mir passiert war.

»Ich werde immer gelber, weil meine Leber nicht mehr lange mitmacht«, sagte Friedrich. »Wegen der ganzen Medikamente, die ich ständig schlucken muss.«

»Armer Schnuckel«, sagte der Guru. »Das ist wirklich furchtbar.«

Wir saßen auf Plastikstühlen um einen kleinen runden Tisch herum. Der Guru hatte uns ins Eiscafé eingeladen, um die Stimmung aufzulockern. Es war ausgerechnet das Café, auf dessen Toilette ich versucht hatte, ein paar Tränen zu vergießen.

Die Kamera lief. Sie war auf das junge Mädchen in schwarzer Kellner-Uniform gerichtet, das ein Tablett mit unseren Eisbechern balancierte und versuchte, sich zwischen Stuhlbeinen und Jannes Rollstuhl zum Tisch durchzukämpfen. Ich beugte mich vor, um mein Gesicht zu verbergen. Ich hatte Angst, dass sie das Tablett sonst auf meinen Kopf fallen lassen würde. Sie hielt die Augen auf das Eis gesenkt und

merkte nichts, bis sie den letzten Becher sicher auf dem wackligen Tisch abgesetzt und aufgeschaut hatte.

Ich fragte mich, ob die Kamera alles eingefangen hatte. Den interessierten Blick auf Marlon. Den irritiert-eifersüchtigen auf Janne. Den rätselnden auf Richard. Den angewiderten auf Kevin und Friedrich, der ungestört weiter über seine Innereien redete.

Und dann auf mich.

Sie konnte nicht wissen, dass ich sie die ganze Zeit betrachtete. Dass ich durch die Sonnenbrille direkt in ihre geweiteten Augen blickte. Sie stolperte über Jannes Rollstuhl zurück zur Theke. Die anderen streckten die Hände nach ihren Eisbechern aus und vermieden es,

mich anzusehen. Selbst Janne schaute ein wenig verlegen drein.

»Das könnte ein geiler Film werden«, sagte Richard nach einer Pause. Und zu mir: »Du wirst der Star.«

»Ich war schon einmal der Star, danke«, sagte ich.

Jannes Gesicht war zu mir gewandt. Minutenlang, so lange wie noch nie. Ich schaute auf meine Hände, um sie nicht zu verschrecken.

»Was ist eigentlich mit dem Hund passiert?« fragte sie.

»Erschossen«, sagte ich.

»Und das Herrchen im Gefängnis?«

»Nein«, sagte ich. »Er hat eine Bewährungsstrafe bekommen.«

»Und was machst du seitdem?«

»Nichts«, sagte ich. »Ich bin noch nicht so schrecklich lange wieder zu Hause.«

»Seit wann?« fragte Marlon.

»Seit einem halben Jahr vielleicht. Oder etwas mehr. Nach den OPs war ich in der Reha.«

»Das ist lange«, sagte Janne und fuhr sich mit der Hand nachdenklich übers Knie. Sie hatte sehr schmale Finger. Ich hatte Lust, ihre Hand zu berühren. Wahrscheinlich war sie ganz kalt. Ich dachte, dass ein Ring an einem dieser langen Finger sehr schön aussehen müsste, ein schwerer Ring mit einem großen Stein, einer von denen, die Claudia gern trug. Nur dass sie ihr nicht standen, weil sie kurze und dicke Finger

hatte.

Ich stellte mir vor, wie ich einen von Claudias Ringen über Jannes Finger schob.

»Spielst du Klavier?« fragte ich.

Sie ignorierte diese Frage.

»Also ich spiele Querflöte«, sagte Friedrich.



Keine Ahnung, warum ich an meiner eigenen Tür klingelte. Vielleicht, um einfach mal den schrillen Ton von außen zu hören. Es war ja niemand da. Ich hatte einen Schlüssel in

der Tasche; ich war ein Schlüsselkind seit der Grundschule, und das war etwas, wofür ich Claudia wirklich dankbar war

Die Tür ging auf, und dort stand Johanna.

Das Leben ist voller Zufälle, dachte ich melancholisch. Erst vorhin auf der Wiese hatte ich an Johanna gedacht. Vorher hatte ich jahrelang nicht an Johanna gedacht. Und jetzt stand sie vor mir. Ich zog mir den Hut tiefer ins Gesicht und rückte die Sonnenbrille zurecht.

»Du bist so groß geworden«, atmete sie aus.

Ich ließ den Blick sinken. »Und du so hochschwanger.«

Sie wurde rot. Sie sah aus, als hätte sie einen Basketball verschluckt. Ich guckte tiefer: Das Kleid war kurz wie damals, die Kniestrümpfe geringelt. Sie hatte etwas von einer überreifen Pippi Langstrumpf. Sie studierte, wenn ich mich recht erinnerte, schon seit Jahren irgendetwas Soziales.

»Darf ich reinkommen?« fragte ich.

Sie trat zur Seite. »Ist ja dein Zuhause.«

»Was tust du denn hier?«

»Frau Hermann geht es nicht gut.«

Ich schaffte es für einen Moment, meinen Blick von ihrem Bauch zu lösen.

»Was Ernstes?«

Sie antwortete nicht.

Es war merkwürdig, dass ich mich

angerechnet heute an die Zungenküsse mit ihr erinnert hatte. Was brachte eine Frau Anfang zwanzig dazu, mit einem Fünfzehnjährigen zu knutschen? Okay, ich hatte älter gewirkt, das hatte sie anschließend beteuert. Ich hatte nicht vergessen, mit welchem Blick sie mich damals angesehen hatte.

Ich schob mich an ihr vorbei.

»Wie geht's so?« fragte sie meinen Rücken.

»Siehst du doch.«

»Es gibt Schlimmeres«, murmelte sie.

»Mach dir nix draus.«

»Niemals. Ist ja nur ein Gesicht.«



Zum nächsten Treffen hatte uns der Guru wieder in den Meditationsraum des Familienbildungszentrums gebeten. Diesmal war er pünktlich. Wir waren alle pünktlich. Janne und Marlon saßen schweigend da. Friedrich plauderte mit Kevin über Albträume. Richard las wieder Zeitung.

Der Platz zwischen ihm und Kevir war frei.

»Hi, Marek«, sagte Janne lächelnd, und ich hätte mich beinahe am Stuhl vorbei auf den Boden gesetzt.

»Hi, Janne.« Mein Gesicht prickelte. Richard faltete die Zeitung zusammen.

und warf mir einen langen Blick zu.

»Leute, so geht das nicht«, sagte der Guru plötzlich.

Ich hatte ihn fast vergessen. Er saß ziemlich klein und langnasig und etwas zu verzweifelt auf seinem Stuhl.

»Es tut mir leid, Leute«, sagte der Guru in die eingetretene Stille hinein.

»Was?« fragte Marlon.

»Es war eine blöde Idee.« Der Guru sah zur Seite, als wollte er Marlons Blick ausweichen, als hätte er vergessen, dass Marlon sowieso nicht sehen konnte. »Ich gebe euren Eltern das Geld für eure Teilnahme zurück und wir lösen die Gruppe wieder auf. Es wird nicht funktionieren. Ich habe mich überschätzt.«

Ich stellte mir vor, wie ich mit hundert Euro in der Tasche wieder nach Hause ging. Ich musste Claudia ja nichts davon erzählen. Sie würde nicht einmal mitbekommen, dass ich nicht mehr jeden Donnerstag um halb vier das Haus verließ. Ich könnte wieder den ganzen Tag lang ohne lästige Unterbrechungen meinen Fischen zusehen und dazwischen die Fotos verunstalteter Menschen in einschlägigen Nachschlagewerken betrachten. Ich wäre nicht mehr Teilnehmer einer Selbsthilfegruppe für Jugendliche mit körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen. Ich könnte ihnen allen leichten Herzens Adieu sagen.

Vor allem Janne, die es unter ihrer

Würde fand, mir zu antworten.

Marlon saß regungslos da. Wahrscheinlich war er auch noch unverschämt fotogen. Ich war auch mal fotogen gewesen.

Friedrichs Gesichtszüge waren weich, der Mund bewegte sich lautlos. Richard zupfte sich stirnrunzelnd am Ohrläppchen. Kevin lächelte versonnen und sah auf Marlon. Und Janne ...

Janne sagte laut: »Nein!«

»Was, nein?« Der Guru ließ seinen Hut auf dem Knie rotieren, genau wie ich es auch manchmal machte. »Ich sage ja, ich bitte euch alle um Verzeihung. Ihr kriegt das Geld zurück.«

»Suchen Sie dann andere Behinderte?« fragte Friedrich.

Der Guru winkte ab. »Ihr seid nicht zu ersetzen. Es war von vornherein zum Scheitern verurteilt.«

»Nein«, wiederholte Janne.

Sie saß neben Marlon, sehr aufrecht, und ihre grünen Augen schienen Funken zu sprühen. Ich konnte mich einfach nicht an dieses Gesicht gewöhnen, ich war jedes Mal erneut überrascht. Und obwohl zwischen ihr und Marlon genau so viel Abstand war wie zwischen mir und Friedrich, sah ich sie plötzlich zusammen. Und ich dachte, dass es ein solches Paar noch nicht gegeben hat, nicht im Kino und nicht im Leben. Ein Paar, dem man schon aus ästhetischen Gründen Glück wünschen müsste.

Ich hatte plötzlich einen bitteren

Geschmack im Mund. Am liebsten hätte ich auf den Boden gespuckt.

»Wir machen weiter«, sagte Janne.

Wir machen weiter, hatte Janne gesagt.

Keiner fragte sie, wen sie mit *wir* meinte. Sie und Marlon? Uns alle? Seit wann waren wir ein *wir*? Wir hatten kaum mehr als ein paar Sätze miteinander gewechselt, waren ein einziges Mal zusammen Eis essen gegangen und widerten uns gegenseitig an. Ich konnte überhaupt nicht begreifen, warum ich schon wieder hier war und warum die anderen da waren. Hatten sie etwa auch nichts Besseres zu tun, warteten zu Hause auch nur Welse und Lexika auf sie?

Und trotzdem widersprach keiner. Nicht einmal ich, obwohl ich plötzlich sehr wütend auf Janne war. Ich wollte, dass sie mich anschaute. Ich wollte, dass sie mich anlächelte. Ich wollte, dass sie weinte. Oder irgendwas tat, was verriet, dass sie ein Mensch war und keine im verkrüppelten Körper gefangene Außerirdische.

Der Guru war ein wenig sprachlos.

»Ich fühle mich sehr geehrt«, sagte er schließlich, und es klang wie »Schert euch alle zum Teufel«.

»Wer von euch ist schon achtzehn?« fragte er ein wenig verzweifelt in die Runde und sah dabei merkwürdigerweise mich an, als hätte mein Alter nicht neben meinem Foto –

dem von *davor* – in jeder Zeitung des Landes gestanden.

Kevin hob langsam den rechten Arm. Sonst niemand.

Der Guru blinzelte. In seinem Kopf schien es zu rattern, als würde er irgendwas nachrechnen. »Okay«, sagte er. »Hab einen kleinen Fehler gemacht. Nicht einmal du, Marlon?«

Marlon lehnte sich wortlos zurück.

»Jetzt legen Sie doch erst einmal los«, sagte Janne. »Und dann sehen wir weiter.«

Der Guru sagte, wenn er weitermachen solle, dann müssten auch wir ihm entgegenkommen. Das bedeutete, pünktlich zu erscheinen, Fragen

bereitwillig zu beantworten und die anderen Teilnehmer nicht zu schikanieren. Wir müssten uns öffnen, schonungslos und vertrauensvoll. Und am Ende würden wir gemeinsam herausarbeiten, was uns trotz all der Unterschiede miteinander verband.

Janne seufzte laut.

»Haben Sie so etwas überhaupt schon mal gemacht?«

»Geht das jetzt wieder los?« fragte der Guru.

»Entschuldigung.«

»Wenn du auf die Aufnahmen anspielst, mit denen wir alles dokumentieren wollen: Ich weiß schon, wie herum man eine Kamera hält«, sagte der Guru eingeschnappt. »Ich war,

irgendwann in einem früheren Leben, sogar kurz auf einer Filmhochschule.«

»Wahrscheinlich als Hausmeister«, murmelte ich.

Keine Ahnung, ob Janne ihn hörte oder mich oder überhaupt etwas. Marlons Hand hatte gerade wieder den Reifen ihres Rollstuhls berührt, und wir sahen alle verlegen zur Seite, als wären die beiden plötzlich vor unseren Augen übereinander hergefallen.



Dirk sprangen fast die Augen aus dem Kopf, als ich an

Mittwoch zum Abendessen in der Küche auftauchte. Wahrscheinlich ging er inzwischen davon aus, dass Claudia mich tagsüber in meinem Zimmer einschloss und nur spätnachts wieder rausließ, wenn sich alle in Sicherheit gebracht hatten. Ich trug Jeans und hatte mir ein weißes Hemd gebügelt, mir war einfach danach.

»Soll ich den Tisch decken?« fragte ich.

»Gern«, sagte Claudia, die mit dem Rücken zu mir am Herd stand.

Es roch nach Knoblauch und einem indischen Gewürz. Claudia wendete Lammkoteletts in der Pfanne, das Fett spritzte. Dirk saß still und blass da.

Für einen Moment versuchte ich mich

in Claudia hineinzusetzen. Stellte mir vor, dass an Dirks Stelle Janne saß. Mir brach der Schweiß aus. Ich wusste nicht, ob ich Claudia jetzt bewundern oder bemitleiden sollte. Vielleicht war es ein Fehler, mich ausgerechnet heute Abend wieder unter Menschen mischen zu wollen.

»Störe ich?« Ich stellte große flache Teller auf den Tisch.

»Quatsch, wir freuen uns«, antwortete Claudia mechanisch. Dirk nickte zur Bekräftigung gleich mehrmals.

Claudia trug die Pfanne zum Tisch, setzte sie ab und küsste Dirk flüchtig auf die Wange. Ich guckte zur Seite.

Sie sahen zusammen ein wenig absurd aus. Bei der Gelegenheit stellte ich fest,

dass ich Claudia schon lange nicht mehr aufmerksam betrachtet hatte. Vor einigen Jahren noch hatte sie deutlich beschwingter gewirkt. Jetzt erinnerte sie mit ihren schweren Augenlidern und dem eckigen Kinn an einen Strauß. Seit sie abgenommen hatte, fielen die Falten in ihrem Gesicht richtig auf. Dafür hatte sie wirklich eine Superfigur. Ihre Röcke schienen immer kürzer zu werden, und die durchtrainierten Beine wurden regelmäßig von Bauarbeitern und Taxifahrern mit Pfiffen gewürdigt.

»Was ist eigentlich das da?« fragte Claudia.

»Hm?«

Sie deutete mit dem Pfannenwender auf meinen Kopf.

»Johanna hat mir die Haare geschnitten«, sagte ich.

»Hast du eine Wette verloren?«

Ich spürte, wie mein Mundwinkel zuckte. Aber lachen tat immer noch ein bisschen weh, vor allem, wenn man sich dagegen sträubte. »Ich habe sie drum gebeten. Damit die Leute nicht mehr ganz so viel Angst vor mir haben.«

»Hübsch«, sagte Claudia ungerührt.

»Na ja«, sagte ich. »Inzwischen denke ich, hätte ich es besser selber gemacht.«

Sie nickte und setzte sich. Dirk sah neben Claudia noch jünger aus. Sein Kopf war mit einem hellen Flaum bedeckt, und beim Abendessen konnte ich den Blick nicht vom Adamsapfel lösen, der an seinem dünnen Hals riesig

wirkte. Mit jedem Bissen fuhr er hoch und runter, wie eine Maus, die im Schlund einer Schlange zappelte. Da ich meine Sonnenbrille aufhatte, konnte ich Dirk ungeniert mustern.

»Was machen Sie noch mal beruflich?« fragte ich.

Er legte die Gabel auf dem Tellerrand ab und verschränkte die Finger. Er sei wie Claudia Anwalt, sagte er. Ich könne gern Du zu ihm sagen.

»In welcher Kanzlei arbeiten Sie? Haben Sie chronische Krankheiten? Sind Sie verheiratet?« fragte ich.

Dirk, das musste ich ihm anrechnen, wandte sich auch jetzt nicht Hilfe suchend an Claudia. Er nahm die Gabel wieder in die Hand und säbelte

bedächtig ein Stück vom Kotelett ab, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt.

»Ich hatte als Kind Neurodermitis«, informierte er den Knochen auf seinem Teller. »Ich habe gehört, du interessierst dich für Medizin?«

»Ich interessiere mich kein bisschen für Medizin«, sagte ich. »Ich interessiere mich für Defekte.«

In diesem Moment klingelte das Telefon.

Ich blieb wie festgenagelt sitzen. Das war eine Familienregel, seit ich ganz klein war: Niemals vom Tisch stürmen, wenn es klingelt. Außerdem rief in der letzten Zeit sowieso niemand an. Für mich schon gar nicht. Der Anrufbeantworter sprang an. Und dann

hörte ich Jannes Stimme, die mich um einen Rückruf bat.



»Entschuldige bitte«, sagte ich zu Claudia am nächsten Morgen. Ich hatte mir extra den Wecker gestellt, um es ihr zu sagen. Ich schlief meistens erst im Morgengrauen ein, nachdem ich einige Tabletten eingeworfen hatte, und wachte erst gegen Mittag auf. Dirk war bereits weg. Die Küche roch nach Kaffee und aufgebackenen Croissants. »Es tut mir leid wegen gestern«, sagte ich.

»Schon okay.« Claudia las weiter Zeitung.

»Ich wollte es dir nicht verderben«, sagte ich. »Ehrenwort.«

»Wenn du so schnell etwas verderben könntest, dann wäre es das sowieso nicht wert«, sagte Claudia und blätterte um. Sie hatte einen grauen Rock und eine strahlend weiße Bluse mit einem Stehkragen an. Ihre nackten Füße mit der rot lackierten Fußnägeln tasteten den Boden ab, als wären sie auf der Suche nach runtergefallenen Krümeln.

Ich setzte mich ihr gegenüber, nahm ein Croissant aus dem Brotkorb und brach ein Ende ab. Es war noch warm. Ich ließ etwas Zitronengelee vom Messer in die Croissant-Öffnung tropfen

und schob es komplett in den Mund.

»Kann ich dich was fragen?« Claudia hatte die Zeitung beiseitegelegt und warf mir einen Blick über den Brillenrand zu.

»Ja?« fragte ich mit vollem Mund.

»Was hast du vor?«

»Heute?«

»Heute, morgen. Überhaupt. Soll es die ganze Zeit so weitergehen?«

Ich schwieg.

»Du hattest Freunde. Du hattest Interessen. Du hast Theater gespielt, verdammt noch mal. Hatte das alles so wenig Bestand, dass es sich jetzt komplett in Luft aufgelöst hast? Oder darf ich damit rechnen, dass du nur eine kreative Pause hast und es irgendwann wieder losgeht?«

Ich seufzte, nahm ein Glas von der Anrichte, vergewisserte mich, dass es leer war, und warf es auf den Boden. Blöd genug, dass es dabei nicht zerbrach. Claudia schaute ihm nicht einmal nach.

»Wenn du so destruktiv drauf bist, dann werde Profikiller. Das ist wenigstens eine gut bezahlte Tätigkeit.«

Ich schloss die Augen. Für einen Moment stellte ich es mir vor. Wie ich zu *seinem* Haus gehe und an die Tür klopfe. Wie er aufmacht, der selber aussieht wie ein Kampfhund in Menschengestalt, verformter haarloser Kopf, kleine mörderische Augen, gefletschte Zähne. Wie ich mit einer Waffe durch die Tür trete. Wie ich ihm

Zeit gebe, um mich zu erkennen, bevor ich abdrücke. Wie ich seiner Freundin, die damals gelacht hat und jetzt panisch kreischt, den Lauf ins Gesicht schlage. Ich lasse sie leben, aber sie soll, genau wie ich, nie wieder so aussehen wie früher.

Und wie ich dann das Weinen eines Babys aus dem Nebenzimmer höre und verstehe, dass es mir nicht besser gehen wird, niemals.

Ich öffnete die Augen. Claudia las weiter Zeitung.

»Ich habe keine Lust zu leben«, sagte ich.

»Oh mein Gott.« Sie blätterte um.

»Schau mich an«, sagte ich. »Jetzt schau mich verdammt noch mal endlich

an.«

»Keine Lust«, sagte Claudia. »Es ist ein furchtbarer Anblick, Männer in Unterhosen am Frühstückstisch.«

Erst als ich aus dem Fenster die Rücklichter von Claudias Auto gesehen und mich vergewissert hatte, dass sie nicht sofort zurückkam, um ihre Akten oder die Lesebrille zu holen, rief ich Janne zurück.

»Hier ist Janne«, sagte sie, die Stimme warm und sonnig, ganz das nette, heitere Mädchen von nebenan.

»Hier ist Marek«, sagte ich. »Danke für deinen Anruf.«

Keine Ahnung, warum ich das sagte. Schließlich hatte sie praktisch nichts auf

den Anrufbeantworter gesprochen, und selbst wenn, wäre es unwahrscheinlich, dass es dankenswert gewesen wäre. Ich ahnte schon, was sie wollte. Sie hatte Sorge, dass ich absprang. Ich hatte das Zeug dazu, das Gesicht des Projekts zu werden.

Mit ihr zusammen natürlich.

Tja, Marlon, dachte ich. Du bist vielleicht blind und schön. Aber ich kann meine Fresse als Waffe benutzen. Das zählt ein bisschen mehr. Janne weiß so etwas zu schätzen.

»Was kann ich für dich tun, Janne?« fragte ich möglichst trocken. Es machte mir Spaß, ihren Namen auszusprechen.

»Komm doch vorbei«, sagte Janne.

»Wozu?«

»Hol mich ab. Wir könnten zusammen zum Treffen gehen.«

Kommt nicht in Frage, wollte ich antworten. Eine Viertelstunde später rannte ich aus dem Haus, mir mit den Fingern die Haare kämmend, die sich ungewohnt kurz anfühlten, obwohl ich Johanna gebeten hatte, noch viel dran zu lassen.



Sie wohnte in einem weißen Betonkasten von der Art, die Claudia als »Stadthäuser« bezeichnete. Am Tor hing ein Schild, das Hunden das

Kacken verbot. Hinter dem Zaun blühten bunte Blumen mit gezackten Blütenblättern. Im Briefkasten steckte ein Modekatalog.

Mir fiel zu spät ein, dass ich ihr nichts mitgebracht hatte. Aber jetzt war ich nun mal da. Ich klingelte.

Es dauerte eine Weile, bis die Haustür aufging und ihre Mutter mir vom Eingang aus zuwinkte. Das Tor sumnte. Ich ging über den kunstvoll gekurvten Steinplattenweg an den Blumen vorbei zum Haus. Jannes Mutter starrte mir entgegen, ihr Lächeln klebte etwas schief in ihrem Gesicht. Ihr Blick rutschte an mir herunter, verbrannte sich an meiner Hand, die ich sofort in die Hosentasche steckte.

»Janne«, flüsterte sie. »*Der Junge.*
Für dich.« Und sie trat hastig zur Seite,
um mich hereinzulassen.

Jannes Zimmer war im Erdgeschoss, wo
auch sonst. Sie kam mir im Rollstuhl
entgegen. Klapp den Mund zu, befahl ich
mir selber. Jetzt. Gerade hatte ich ihrer
Mutter meinen Namen genannt und die
Hand gegeben.

»Ist Marek nicht ein tschechischer
Name?« fragte sie. Sie hielt immer noch
meine Hand, als wollte sie mir zeigen,
dass sie sich überhaupt nicht vor mir
ekelte.

»Ein slowakischer«, sagte ich. Janne
rollte auf mich zu und lächelte. Sie hatte
eins ihrer langen Kleider an, diesmal in

Blau. Die Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihre Wangen waren gerötet, als hätte sie gerade Sport getrieben oder sich furchtbar aufgeregt.

Sie streckte mir ihre Hand entgegen. Ich ließ die ihrer Mutter los und berührte Jannes Finger. Die waren kalt, genau wie ich mir gedacht hatte. Ich drückte sie in meiner Hand zusammen. Ich konnte sie gar nicht mehr zurückziehen, denn jetzt hielt Janne mich fest.

»Komm endlich.«

Ich warf ihrer Mutter ein Lächeln zu, das mich entschuldigen und ihr zugleich versichern sollte, dass ich ihre Tochter nicht hinter verschlossenen Türen auffressen wollte. Dass Janne immer

noch meine Hand hielt, machte mich wahnsinnig. Im Gegensatz zu ihrer Mutter schien sie eine perverse Freude daran zu haben. Anstatt es zu genießen, hätte ich sie am liebsten angebrüllt: »Was bildest du dir ein? Was für ein faules Spiel spielst du?«

Endlich ließ sie mich los und rollte vor mir her in ihr Zimmer, das genauso war, wie ich mir ein Mädchenzimmer vorstellte. Ein ziemlich großes Bett, auf dem auch zwei schlafen könnten, Bücherregale, ein großer Tisch mit einem gigantischen Monitor. Ich sah mich um auf der Suche nach Webcams. Zwei entdeckte ich sofort. Ein weißer Holzschrank, dessen Tür offen stand und die Sicht auf ziemlich viele lange

Kleider freigab. Auf der ebenfalls weißen Kommode lag eine Bürste. Mädchen ohne Beine richteten sich offenbar nicht viel anders ein als Mädchen mit Beinen. Janne schloss die Tür und drehte sich zu mir.

»Wann ist das mit deinem Gesicht noch mal genau passiert?« fragte sie.

Ich hatte mit allem Möglichen gerechnet, nur nicht damit.

»Was soll die Frage? Hast du nicht zugehört? Keine Zeitungen gelesen?«

»Stimmt es, dass du vorher total süß ausgesehen hast und der Star eurer Theatergruppe warst?«

Ich zuckte mit den Schultern. Es war klar, dass sie sowieso alles wusste. Warum sie sich jetzt solche Mühe gab,

mich auf die Palme zu bringen, verstand ich allerdings nicht.

»Was willst du von mir?« fragte ich. Wenn sie hier gleich zum Wesentlichen kam, sah ich nicht ein, warum ich es nicht auch tun sollte. »Warum lädst du mich ein, hältst mit mir Händchen und stellst bescheuerte Fragen?«

Sie lehnte sich zurück und wurde rot. Knallrot. Das passte nicht zu ihr, so abgebrüht und entschlossen und arrogant und unfreundlich, wie sie sonst wirkte. Wenn sie errötete, sah sie aus wie ein kleines Mädchen. Ein nettes kleines Mädchen.

Ich bereute sofort alles, was ich gesagt hatte.

Ich setzte mich auf ihr Bett, auf die

geblünte Patchwork-Tagesdecke, und kniff die Augen zusammen, um besser lesen zu können, was auf den Buchrücken in Jannes Regal stand.

»Man gewöhnt sich an dich«, sagte Janne von der Seite.

Ich hob den Hintern an und zog den Kugelschreiber hervor, auf den ich mich gesetzt und der mich geiekt hatte.

»Und jetzt erzähl von dir«, sagte ich.
»Seit wann kannst du nicht mehr laufen, und wo sind deine Beine.«

»Na hier«, sagte sie überrascht.

Ich drehte mich wieder zu ihr. Sie saß sehr aufrecht, wie eine Ballerina, und ihre Wangen waren immer noch leicht gerötet. Plötzlich dachte ich, dass nicht viele Jungs vor mir in diesem Zimmer,

auf dieser Seite der Webcam, gewesen sein konnten. Höchstens noch der Blinde. Ich schloss die Augen, um mir vorzustellen, wie er Jannes Zuhause wahrnehmen musste. Er hatte wahrscheinlich eine richtige Spürnase, ich roch jedenfalls so ziemlich nichts außer einen Hauch Limette. Also öffnete ich die Augen wieder.

»Wo ist *hier*?« fragte ich.

Sie zog den Saum ihres Kleides, das ihr mal wieder bis zu den Schuhspitzen ging, wie einen Vorhang in die Höhe.

Ich hatte es mir völlig anders vorgestellt. Dass sie irgendwelche Prothesen hatte wie Richard. Oder einfach gar nichts, die Schuhe als Attrappe. Jedenfalls hatte ich nicht mit

Mädchenbeinen gerechnet, die sehr weiß waren und in noch weißeren Söckchen steckten. Janne zog das Kleid noch etwas höher, jetzt sah ich auch ihre Knie.

»Sehen ja völlig normal aus«, sagte ich. »Vielleicht ein bisschen schmal, aber sonst ...«

Sie lachte so, dass es mir einen Schauer über den Rücken jagte.

»Kannst ja mal anfassen«, sagte sie.

Das musste sie mir nicht zweimal sagen. Ich rutschte vom Bett auf die Knie. Janne biss sich auf die Unterlippe. Dann achtete ich nicht mehr auf ihr Gesicht.

Ich legte meine Hand auf ihren Unterschenkel. Er war kühl und irgendwie weich, wie bei einer

Stoffpuppe. Ich fuhr mit der Hand hoch und runter. Die Haut war sehr glatt, aber darunter schienen keine Muskeln zu sein. Und zugleich war alles sehr schön. Nur eben nicht so richtig lebendig. Ich fragte sie nicht, ob sie sich trotz der langen Kleider immer die Beine rasierte oder ob ihre Haut gar keine Kraft für den Haarwuchs hatte. So etwas war im Pschyrembel nicht vorgekommen, aber ich hatte ihn ja auch noch nicht ganz durch. Ich rückte näher, legte meinen Kopf auf Jannes Schoß, auf der zusammengerafften Stoff des Kleides. Sah wieder zu ihr hoch. Sie hatte ihren Kopf merkwürdig zurückgeworfen.

»Ich spüre nichts«, sagte sie, und ihre Stimme klang anders als sonst.

Ich stand wieder auf. Jetzt konnte ich auf sie herunterschauen. Sie hatte einen unglaublichen Mund, sinnlich und geschwungen. Sie will geküsst werden, dachte ich. Nichts will sie so sehr wie das. Ich hatte ja vorher ein richtiges Leben gehabt, aber sie? Ich wollte von ihr nicht beneidet werden für Dinge, die ich längst verloren hatte.

Ich beugte mich zur ihr herunter, aber sie schreckte zurück.

Die Tür ging auf. Ich hatte nicht gehört, dass ihre Mutter angeklopft hatte. Vielleicht hatte sie auch gar nicht angeklopft. Sie trug ein Tablett, auf dem zarte weiße Teetassen mit Goldrand und eine dazu passende Kanne standen, und setzte es auf Jannes Bett ab. Dabei sah

sie mit aufgerissenen Augen in mein Gesicht, als gäbe sie sich große Mühe, Jannes entblößte Beine zu ignorieren.

»Oder möchten Sie lieber Kaffee?«

Sie tat mir unglaublich leid. Ihr Leber musste eine ziemliche Hölle sein. Janne wäre sicher auch mit funktionierenden Beinen nicht so leicht zu ertragen gewesen, aber von ihrem Rollstuhl aus konnte sie jeden in kürzester Zeit in ein Wrack verwandeln.

Ich empfand die Bereitschaft, durch ihre Hand zu einem Wrack zu werden.

»Sind Sie auch so zufrieden mit der Gruppe?« fragte Jannes Mutter, nachdem sie einen Punkt gefunden hatte, auf den sie ihren Blick richten konnte: die Orchidee auf der Fensterbank, die ich in

ihrer Pracht für Plastik gehalten hätte, wenn nicht eine abgefallene Blüte neben dem Topf gelegen hätte.

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte.

»Janne ist seitdem wie ausgetauscht«, sagte Jannes Mutter. »Ich bin wirklich so froh ... Ich muss gestehen, ich hatte meine Zweifel. Aber er hat mich überzeugt.«

»Wer?« fragte Janne scharf, als wüssten wir die Antwort nicht.

Jannes Mutter blinzelte.

»Was hat er Ihnen eigentlich erzählt, was wir so vorhaben?« fragte ich möglichst sanft, weil sie mir so leid tat.

»Hat er euch das nicht selbst gesagt?« fragte Jannes Mutter verunsichert.

Janne und ich wechselten Blicke.

»Angedeutet«, murmelte ich.

»Wenn es uns nicht gefällt, steigen wir wieder aus«, sagte Janne.

Ihre Mutter sah sie kopfschüttelnd an.

»Ich glaube nicht, dass das geht«, sagte sie. »Nein, liebe Kinder, das glaube ich wirklich nicht.«

Als ihre Mutter die Zimmertür hinter sich schloss, rollte Janne wieder auf mich zu. Ich wunderte mich noch, dass sie dabei die Augen geschlossen hielt, und ob sie jetzt vorhatte, mich über den Haufen zu fahren, und ob man von so einem Rollstuhl so schwer verletzt werden konnte, dass man selbst einen brauchte.

Als sie mit kühler Stimme mitteilte, dass ich sie jetzt küssen dürfe, wenn ich immer noch wolle, begriff ich alles.

Ich sagte ihr nicht, dass sie ein verlogenes, gelangweiltes Biest war, das wie eine fleischfressende Pflanze darauf lauerte, dass jemand in seine Nähe kam. Ich sagte ihr nicht, dass ich keine Lust hatte, das passende Fußvolk für die Hauptrolle zu bieten oder für ihr Leben, oder was sie sich sonst noch in den Kopf gesetzt hatte. Ich sagte einfach gar nichts. Ich beugte mich zu ihr herunter und küsste sie auf den Mund. Sie musste dann doch ziemliche Angst gehabt haben, denn ich spürte ihr Zittern, und die Zähne, die ich mit der Zunge auseinanderdrückte, klapperten ein

wenig.

Ihre Lippen schmeckten nach dem Früchtetee, den ihre Mutter ausgeschenkt hatte, bevor sie die merkwürdigen Sätze gesprochen hatte. Ich dachte an Lucy, das letzte Mädchen, das ich vor Janne geküsst hatte. Ich hatte Lucy danach nicht mehr sehen wollen. Und war mir immer noch sicher, dass ich uns beiden damit einen Gefallen tat, ihr einen viel größeren als mir. Manchmal hatte ich ihr Facebook-Profil angeklickt, bevor ich meins gelöscht hatte, aber inzwischen mied ich alle Orte, die wir zusammen besucht hatten, die virtuellen eingeschlossen.

Ich versuchte mich zu erinnern, wie Lucys Mund geschmeckt hatte. Sie war,

im Gegensatz zu Janne, ein liebes Mädchen gewesen, nett und hilfsbereit und sonnig, vielleicht nicht ganz so schön, aber so viel Wärme ausstrahlend, dass ich ständig grundlos lächeln musste, wenn sie bei mir war. Sie hatte mich im Krankenhaus besuchen wollen, aber ich hatte niemanden reingelassen. Sie hatte in den Monaten danach noch angerufen und Briefe geschrieben, die zuerst mit »Kuss, Lucy« endeten, später mit »Liebe Grüße«, und irgendwann ganz ausblieben. Ich hatte ihr eine einzige E-Mail geschrieben, in der ich Schluss machte, falls es überhaupt noch etwas gab, was man beenden konnte. Darauf hatte ich keine Antwort mehr bekommen und war darüber gleichzeitig erleichtert

und enttäuscht.

Janne hatte aufgehört zu zittern. Meine Wange spannte, und der ganze Vorgang hatte nichts mit den Küssen von früher zu tun. Ich wurde wütend. Ich packte Jannes Schultern, drückte sie fest zusammen. Ich hatte das Gefühl, wenn ich mich nicht beherrschte, könnte ich diese zarten Knochen zwischen meinen Handflächen zermalmen. Sie warf mir die Arme um den Hals und drückte mir die Luft ab. Sie biss in meine Unterlippe. Der Letzte, der mich vor ihr gebissen hatte, war der Rottweiler gewesen. Ich packte ihr Haar, das sich schwer und kühl in meine Hand legte, und wunderte mich über das merkwürdige Keuchen und Knurren, das mir zu Ohren drang. Dann begriff ich,

dass wir es waren, die diese Geräusche machten.

Plötzlich ließ sie mich los und fuhr einen Meter zurück. Meine Knie wurden ganz weich. Ich spannte die Beine an, um nicht einzuknicken, erfasst von der irren Angst, dass Janne mir die Fähigkeit zu gehen geraubt hatte und ich von jetzt an doppelt gestraft war – ohne Gesicht, ohne Beine. Ich stützte mich an der Wand ab und drehte mich automatisch zur Webcam. Sie schien ausgeschaltet zu sein, das rote Auge leuchtete nicht, also sparte ich mir ein Lächeln für die Öffentlichkeit. Die Beine waren noch da und sie trugen mich. Janne beobachtete mich aus einiger Entfernung, mit strahlenden Augen und einem sehr

breiten Grinsen.

Ich schob Jannes Rollstuhl über der Bürgersteig. Jannes Mutter stand in der Haustür und sah uns hinterher. Ich drehte mich um und winkte. Sie winkte zurück, ungeschickt und steif. Beim Verabschieden hatte sie mich auf beide Wangen geküsst, und ich hatte ihr süßliches Parfum eingeatmet und die kleinen Fältchen unter der Puderschicht um ihre Augen angeblinzelt.

Ich konnte Jannes Gesicht nicht mehr sehen, nur ihren Scheitel in dem schwarzen Haar. Wir sprachen nicht miteinander. Ich konnte von oben ein wenig von ihrem Schoß sehen, die Vertiefung in den Kleiderfalten, die

kleinen Hände, die Finger ineinander verschränkt.

»Soll ich dir einen Schoßhund schenken?« fragte ich, als wir an einer Ampel warteten.

»Wozu?«

»Würde gut zu dir passen. Ein kläffendes Hündchen mit Haarklammer auf deinem Schoß.«

»Superidee«, sagte Janne.



Bis zum Familienbildungszentrum hatten wir eine knappe Stunde gebraucht, und das nur,

weil ich so langsam war. Wir gingen nicht in den Meditationsraum. Diesmal waren wir im kleinen Garten hinter dem Gebäude verabredet. »Damit Janne keine Treppenstufen steigen muss«, hatte der Guru gesagt. Dabei gab es am Eingang eine Rampe, sonst hätte sie auch die anderen Male nicht reinkommen können – ich begann neuerdings, auf so etwas zu achten.

Sie waren alle schon da, verteilt auf zwei Holzbänke um einen alten Tisch herum, auf dem eine Riesenflasche Apfelschorle und ein Stapel Plastikbecher standen. Sie schauten uns entgegen, alle, selbst Marlon mit seiner Sonnenbrille sah aus, als würde er uns mit Blicken durchbohren. Jetzt, da wir

den Asphalt verlassen hatten, ließ sich der Rollstuhl viel schwerer schieben. Ich schwitzte. Der Guru hob hastig die Kamera und richtete sie wie ein Gewehr auf uns.

»Janne?« fragte Marlon mit einer Stimme, angespannt wie eine Gitarrensaite.

»... und Marek«, ergänzte Friedrich strahlend.

»Macht man das wirklich so?« fragte Richard, nachdem der Guru uns alle herzlich begrüßt hatte. »Bist du dann Gruppenleiter und Kameramann in einem?«

»Ich bin alles in einem.« Der Guru lief mit seinem Gerät um uns herum, und

ich hatte Lust, ihn wegzuscheuchen wie eine Fliege. »Schon immer, mein Leben lang. Ich bin Regisseur, Drehbuchautor, Kameramann, Sprecher, Koch, Mädchen für alles. Der Schöpfer schlechthin.«

»Vielleicht sollten wir dich feuern und jemand anderen nehmen«, sagte Janne. »Einen, der etwas von der Sache versteht.«

»Macht das«, sagte der Guru. »Wieso seid ihr beiden eigentlich zusammen gekommen? Ihr fangt doch nicht etwa was miteinander an? Ich warne euch. Denkt an eure armen Kinder.«

Ich verschluckte mich an der Schorle. Alle schauten mich an. Marlon vor allem. Ich war mir sicher, dass er es tat. Jannes Blick war in die Ferne gerichtet,

ihre Hände im Schoß gefaltet, als hätte sie mit alldem nichts zu tun, mit mir am allerwenigsten.

»Beziehungen«, sagte der Guru verträumt, »sind schon für uns Normale nicht einfach. Da müsst ihr ja ganz schön verzweifeln. Hat jemand von euch eine Freundin? Möchte jemand davon erzählen?«

Richard blieb stumm, griff aber automatisch nach dem Ring, den er am kleinen Finger trug. Marlon hatte sein Gesicht nach Janne ausgerichtet und pffl eine Melodie. Janne saß ganz unbeteiligt da. Und die Tunte namens Kevin hob die Hand und sagte: »Ich habe einen ganz lieben Freund.«

Darüber wollte aber keiner

Genaueres wissen, also versanken alle wieder in Schweigen.

»Leute, so geht das nicht«, sagte der Guru nach einer Pause.

»Eben«, sagte Janne. »Wir verschwenden unsere Zeit. Sie müssen schon irgendwann mal Ihre Arbeit machen, sonst hat das alles gar keinen Sinn.«

Der Guru schloss die Augen. Dann öffnete er sie wieder und atmete langsam aus wie ein Junge, der aus Versehen auf den Zehnerturm geklettert ist. »Es führt kein Weg dran vorbei«, sagte der Guru. »Wir müssen verreisen. Und zwar alle zusammen.«



»Was ist das?« fragte Claudia, als ich den Zettel auf den Tisch legte.

»Du musst unterschreiben«, sagte ich. »Und zwar genau hier.« Ich zeigte es mit dem Finger.

Sie rückte die Brille auf der Nase zurecht und beugte sich über das Blatt. »Du verreist mit deiner Selbsthilfegruppe?«

Dieser Satz war wie ein Schlag in die Magengrube. Die totale Selbstvernichtung. Ja, ich verreise mit meiner Selbsthilfegruppe.

»Du?« fragte Claudia ungläubig. »Du

verreist mit deiner Selbsthilfegruppe?
Wieso erfahre ich erst jetzt was davon?«

»Steht doch alles da«, sagte ich. »Es ist eine gemeinsame, spontane Entscheidung. Du hast selbst gesagt, ich soll mehr unter Leute kommen.«

»Das habe ich gesagt?« Claudia las das Blatt schon zum fünften Mal durch. »Ich unterschreibe das nicht, bevor ich nicht mit ihm gesprochen habe.«

»Bitte nicht. Ich bin schon gedemütigt genug.«

Claudia schüttelte den Kopf. Dann setzte sie schwungvoll ihre Unterschrift auf den Streifen, den eine gepunktete Linie mit einem kleinen Scheren-Symbol vom Infobrief trennte.

»Aber über tausend Euro für eine

Woche«, sagte sie, »das ist ganz schön viel, mein Lieber. Die Schullandheime haben ein Fünftel gekostet. Wie findest du den Typen eigentlich?«

Ich überhörte ihre Frage. »Die Unterkunft ist eben behindertengerecht«, sagte ich.

Wir aßen wieder zu dritt zu Abend. Dirk hatte es aufgegeben, mit mir ins Gespräch zu kommen. Er drehte seine Spaghetti auf die Gabel und unterhielt sich mit Claudia über Sporttauchen. So war er mir viel lieber. Ich drehte meine Spaghetti auf die Gabel und las in einem Reiseführer über Mecklenburg-Vorpommern.

Bis Claudia ihn mir wegnahm,

zusammenklappte und auf den Stuhl neben sich warf.

»Jetzt rei dich doch mal zusammen«, sagte sie.

»Ich verreise nämlich für eine Woche mit meiner Selbsthilfegruppe«, sagte ich vertraulich zu Dirk. Er hatte ein unglaublich rosafarbenes Hemd an. Ich hatte davon gehört, dass auch Männer inzwischen Rosa trugen, aber an Dirk störte mich das massiv.

»Wirklich?« fragte er höflich. »Wo soll es hingehen?«

»Nach Marenitz«, sagte ich.

»Wo ist das noch mal?«

Das wusste ich selbst nicht so genau. Der Guru hatte von einer Villa mit drei Stockwerken gesprochen. Ein Zimmer

für ihn, eins für Janne, drei Doppelzimmer für »euch Jungs«, Küche und ein Gemeinschaftsraum mit einem Holzofen. Ich wusste, dass es schrecklich werden, und ich wusste, dass ich auf jeden Fall mitfahren würde.

»Passen Sie hier in meiner Abwesenheit auf Claudia auf und füttern meine Fische?«

»Unbedingt.«

»Dann bin ich beruhigt«, log ich.

Ich lag auf dem Bett und schaute dem Wels im Aquarium zu, als Claudia an meine Tür klopfte.

»Telefon für dich«, sagte sie und stand schon drin, noch bevor ich »Herein« rufen konnte. Sie hielt mir den

Hörer entgegen. »Du bist ganz schön gefragt in der letzten Zeit. Ist ja fast wie früher.«

Ich nahm das warme Telefon aus ihren Händen. Eine unruhige, zarte Frauenstimme vibrierte in meinem Gehörgang. Ich rieb das Ohr, weil es plötzlich so kitzelte. Genau so viel Zeit brauchte ich, um die Stimme von Jannes Mutter zu erkennen.

»Ich wollte einfach gern wissen, ob Sie bei dieser Reise auch dabei sind, Marek«, sagte sie. »Mir ist unwohl, diesem Vorhaben zuzustimmen, wenn ich praktisch so gar niemanden kenne. Bis auf ...« Und sie verstummte wieder.

Vor Überraschung konnte ich nur husten. Und dann sagte ich zu allem Ja.

Ja, ich passe gern auf Janne auf. Ja, ich weiche ihr nicht von der Seite. Ja, ich habe mitgekriegt, dass sie nur eingeschränkt mobil ist. Ja, ich bin gern bereit, noch mal vorbeizukommen, damit sie mir all das persönlich sagen und mir noch einmal die Hand schütteln kann.

Sie legte auf, und ich fühlte mich wie eine Mehlmotte auf einem Klebeband.



Sie stand wieder in der Tür und wartete auf mich. Sie war sehr schlank, das fiel mir erst jetzt auf. In schmal geschnittener dunkelblauer Hose

und weißer Bluse mit rundem Kragen wäre sie, zumindest von hinten, als Mädchen durchgegangen, ein Mädchen aus früherer Zeit, ob aus den dreißiger Jahren oder den Fünfzigern – da kannte ich mich nicht aus.

Ich bildete mir ein, dass ihr Lächeln etwas weniger verkrampft war als beim ersten Mal. Das war normal. Die Menschen gewöhnten sich an mich.

»Marek.« Sie hielt wieder zur Begrüßung meine Hand in ihren eiskalten Fingern. »Sie werden schon erwartet.«

Und ich dachte, warum bloß habe ich Idiot keine Blumen mitgebracht? Wenn schon nicht der ätzenden Janne, dann wenigstens ihrer Mutter.

Ich ging durch den kühlen Flur und fragte mich, wem die mir aus der angelehnten Zimmertür entgegenschwebenden Stimmen gehören könnten. Die eine war ganz klar Jannes, aber die zweite? Ich erkannte sie natürlich sofort und tat dennoch so, als wüsste ich es nicht, denn dieses Wissen machte mir Bauchschmerzen, die sich in Übelkeit verwandelten. Ich klopfte eine Spur zu heftig an die Tür. Auf Jannes Bett saß ein lächelnder Marlon, und auch Janne lachte so, dass ich versucht war, sie für ihre fröhlichere Zwillingschwester zu halten. Als ich neulich da gewesen war, hatte sie nicht so gelacht. Eigentlich überhaupt nicht.

Sie begrüßten mich mit sanfter

Freundlichkeit, wie ein Ehepaar, das geduldig akzeptierte, mitten im spannendsten Gespräch vom Briefträger gestört zu werden. Ich lehnte mich gegen die Tür und versuchte, meinen Atem zu kontrollieren. Am liebsten wollte ich wegrennen, beleidigt, gekränkt. Aber ich wollte nicht, dass Janne über mich lachte. Die letzte Frau, die über mich gelacht hatte, hätte ich gern umgebracht. Aber der Einzige, der da außer mir gestorben war, war der Rottweiler gewesen.

Ich entdeckte in der Ecke einen weißen Rattan-Stuhl mit einem Sitzkissen, durchschritt das Zimmer und setzte mich. Mein Hintern versank tief im Polster. Janne lächelte. Ich fragte sie

laut, welchem zweifellos wichtigen Grund ich die Ehre der Einladung verdanke.

»Mama wollte es so«, sagte Janne leichthin. »Sie macht sich Sorgen wegen der Fahrt.«

Ich hätte haargenau das Gleiche getan, wenn ich die Mama gewesen wäre. Nur wusste ich nicht, was deren Sorgen mit mir zu tun hatten. Ich fragte Janne in der Hoffnung, dass sie sich schämte, dass ihre Mutter mich völlig unnötig beansprucht hatte, obwohl sie, Janne, sich doch gerade intensiv einem anderen Typen widmete.

»Mama möchte einfach die anderen Leute kennenlernen, die auf diese Reise gehen«, sagte Janne ganz

selbstverständlich. Beschämt sah sie dabei nicht aus. »Dann ist sie ein wenig ruhiger. Ich bin noch nie allein verreist. Also ohne Mama.«

»Und warum ausgerechnet jetzt?«

»Weil ich jetzt Lust hab.«

Dann vergaßen sie mich für eine Weile und plauderten weiter über irgendwelche Belanglosigkeiten. Es war lange her, dass ich so ignoriert worden war. Ich konnte mich gar nicht erinnern, ob es überhaupt jemals vorgekommen war. Als sie auf Hunderassen zu sprechen kamen, stand ich auf und verließ wortlos den Raum. Das hieß, ich wollte ihn eigentlich verlassen, stieß aber in der Tür mit Jannes Mama zusammen, die uns alle zum Teetrinken

ins Esszimmer einlud.

So saßen wir an einem ovalen Tisch mit der auf einer Seite weit herunterhängenden gestärkten Tischdecke, ich neben Jannes Mama, Janne neben Marlon. Hinter uns ein Klavier, darauf aufgeschlagene Noten.

Die Mutter schenkte Früchtetee ein und schob die Zuckerdose und das Milchkännchen über den Tisch, als wären es Spielfiguren. Ich hatte das Gefühl, dass sie sich bemühte, ihre Aufmerksamkeit gerecht zwischen Marlon und mir aufzuteilen. Von Janne konnte man das nicht gerade behaupten. Sie setzten ganz ungestört ihr Gespräch über Hunde fort.

Ich drehte mich zu Jannes Mutter und fragte sie, was sie beruflich machte. Sie war Übersetzerin aus dem Schwedischen und Französischen. Ich berichtete, dass ich einen slawischen Namen hatte; ich hatte ganz vergessen, dass wir schon bei meinem ersten Besuch darüber gesprochen hatten. Ich sagte, dass ich außerdem eine ukrainische Stiefmutter habe, die nicht viel älter sei ich. Sie war bei uns Au-pair gewesen.

Nicht viel älter als ich, das stimmte natürlich nicht ganz. Damals war Tamara immerhin ganze achtzehn gewesen, und das war fast sieben Jahre her.

Jannes Mutter verfiel in verlegenes

Schweigen. Dabei hatte ich gedacht, dass Mütter behinderter Töchter nicht so leicht zu schockieren wären. Aber vielleicht war auch ihr Mann mit einem Au-pair-Mädchen durchgebrannt. Sie wollte jedenfalls das Gespräch über meine Stiefmutter nicht vertiefen, also fragte ich höflichst, woran sie denn gerade arbeitete. Sie übersetze ein Buch über Selbstmord, berichtete sie, das sei unglaublich intensiv geschrieben. Ich lobte das Thema und verriet ihr, meine Mutter sei Scheidungsanwältin.

»Richtig«, sagte sie zerstreut, »von ihr habe ich schon gehört.« Von Claudia, stellte ich immer wieder fest, hatten sehr viele Leute schon einmal gehört. Offenbar stand es nicht sehr gut um die

Institution Ehe.

Ich trank meinen Tee aus und erhob mich. Janne und ihre Mutter kamen beide an die Tür, um mich zu verabschieden. Jannes Mutter sagte, sie sei glücklich, dass Janne auf unserer Fahrt in Gesellschaft von so wunderbaren jungen Menschen sein werde, dass es fast schon familiär sei. Dabei klang sie verdächtig wie der Guru, aber ich hörte großzügig darüber hinweg. Ich sagte ihr, dass ich gern ein von ihr übersetztes Buch lesen würde, wenn das über Selbstmord noch nicht fertig sei, dann gern ein anderes mit einem vergleichbaren Thema. Janne gab mir die Hand und zwang mich, mich zu bücken, damit sie mir zwei Küsschen auf die Wange geben konnte. In ihren

Augen tanzten kleine Teufelchen. Ich bekam eine Ahnung davon, warum jemand Lust haben könnte, ein Mädchen zu würgen, in das er eigentlich verliebt war.



Ich redete es Claudia dringend aus, mich zum Bahnhof zu begleiten. Ich sagte, mein Koffer sei überhaupt nicht schwer und ich könne das richtige Gleis garantiert alleine finden. Wenn was wäre, könnte ich jederzeit jemanden fragen (an dieser Stelle schob ich kurz meine Sonnenbrille

in die Stirn, worauf Dirk zusammenzuckte). Claudia sagte genervt, sie müsse überhaupt nicht zum Gleis kommen, wolle mich aber wenigstens zum Bahnhof fahren, das sei sie mir und vor allem sich selbst und auch unserem, sie zögerte kurz, Gruppenleiter schuldig. Dem schulde sie am wenigsten was, sagte ich, der ist ein Arschloch und Betrüger, aber es sei immerhin ein hübsches Mädchen dabei. Claudia musste husten, ich klopfte ihr zwischen die Schulterblätter.

Dirk warf ein, er könne es auch tun. Mich zum Bahnhof bringen. Ich fragte mich, wie er auf die Idee kam, dass seine Begleitung für mich weniger schlimm sein könnte als Claudias. Dann

stellte sich heraus, dass er vermutete, ich würde mich vor Claudias Kontrolle fürchten.

»Fahren Sie mich zum Bahnhof«, erlaubte ich ihm großzügig. »Meine Mutter ist um diese Zeit sowieso in ihrer Kanzlei unabkömmlich.«

Es wurde komplizierter als vermutet.

Am Vorabend, ich hatte schon alle Sachen in den Koffer geworfen, darunter sechs Sonnenbrillen in identischen Lederetuis, klingelte das Telefon. Ich ging davon aus, dass es mal wieder Janne oder zumindest ihre Mutter war, die sich vergewissern wollte, ob ich auch wirklich auf Janne aufpassen würde. Aber ich wurde enttäuscht. Am

Telefon war Kevin, der mich freundlich fragte, wie ich zum Bahnhof zu kommen plane.

Blöderweise sagte ich die Wahrheit. Er fragte, ob es mir was ausmachen würde, ihn abzuholen. Er wohne praktisch bei mir um die Ecke und sein Freund müsse arbeiten. Dabei nannte er einen Straßennamen, den ich noch nie gehört hatte. Ich hatte nicht wirklich eine Wahl.



Claudia verabschiedete mich am Morgen mit Wangenküsschen

und klopfte mir auf den Rücken, als wäre ich da hinten ganz staubig. Ich versprach, ihr eine SMS zu schicken, sobald ich angekommen sei. Dann war sie weg, und ich guckte immer noch auf die Stelle, auf der sie eben gestanden hatte.

Dirk fuhr einen Zweisitzer ohne Dach. Es gab zwar eine Rückbank, aber auf die hätte höchstens ein Kleinwüchsiger gepasst, und den hatte unsere Krüppelgruppe nicht zu bieten. Ich wuchtete meinen Koffer in den winzigen Kofferraum. Kevin würde seinen hinten anbinden müssen, damit er hinter uns herrollte, dachte ich.

»Wir müssen noch einen Mitreisenden abholen«, sagte ich förmlich.

Dirk nickte, druckste herum und fragte schließlich nach dessen Behinderung.

»Ich weiß nicht, wie man das nennt«, sagte ich. »Er ist eben ein Psycho. Angeblich ist er schon mal auf jemanden losgegangen, weil er Stimmen gehört hat. Außerdem ist er eine Tunte; ich weiß auch nicht, wie das zusammenhängt.«

Von da an sagte Dirk nichts mehr.

Kevin wohnte überhaupt nicht in der Nähe, sondern am Gesundbrunnen, im dritten Stock eines gelb angestrichenen Betonblocks. Er winkte aus dem Fenster, und irgendwas an seinem dunklen Umriss störte mich. Der Summer summte, obwohl ich eigentlich nicht vorhatte, reinzukommen. Dirk hatte den Wagen mitten auf der Straße mit

laufendem Motor stehen gelassen und stieg hinter mir die Treppe hoch. Dabei fühlte er sich sichtlich unwohl. Wahrscheinlich hatte er Claudia doch ganz schön lieb, wenn er das alles für sie auf sich nahm. In mir keimte eine Vorstufe zur Anerkennung.

Mein schrecklicher Verdacht bestätigte sich, als ich durch die Wohnungstür trat. Kevin hatte mehrere kleine Taschen im Flur aufgereiht, jede mit einem Perlen-Anhänger geschmückt. Leider war er selbst komplett nackt.

»Bist du etwa noch nicht fertig?« brüllte ich. »Denkst du, der Zug wartet auf dich?«

»Ich bin fertig«, sagte Kevin.

Ich hob ein T-Shirt vom Boden auf

und warf es ihm zu.

»Doch nicht das«, jammerte er, aber dann sah er mich kurz an und streifte es sich ruck, zuck über. Danach machte er sich fast freiwillig auf die Suche nach einer Hose. Ich schaute in die Küche, sie war sehr eng, aber perfekt aufgeräumt. Dass Kevin hier mit einem Partner leber sollte, wollte nicht in meinen Kopf. Schließlich fühlte ich mich immer noch als Claudias Muttersöhnchen und hatte gerade erst gelernt, wie die Waschmaschine angeht. Andererseits war ich etwas jünger.

»Ich bin fertig«, wiederholte Kevin stolz. Ich nickte: Diesmal hatte er eine Jeans an. Sie war unter den Knien abgeschnitten, die Fransen hingen

neckisch herunter.

Ich packte zwei Taschen, Kevin die restlichen drei. Dirk, den ich im Treppenhaus vergessen hatte, murmelte etwas von Sich-behilflich-machen. Kevin hatte schon die Tür hinter sich zugezogen, schrie aber plötzlich gellend auf.

»Was noch?!?« brüllte ich.

»Vergessen«, jammerte Kevin, »ich habe den Kongo vergessen.«

Er zog einen Schlüssel, den er an einer Schnur um den Hals trug, unter dem T-Shirt hervor, bückte sich und schloss die Wohnungstür auf, ohne die Schnur vom Hals zu nehmen. Er raste hinein, ich, Drohungen brüllend, ihm hinterher. Kevin rannte in die Küche,

riss einen Napf vom Boden, der voll mit klebrigen Fruchtkringeln war, und leerte ihn in eine bereitstehende Tüte, bereits zur Hälfte mit den gleichen Kringeln gefüllt. Dann schüttete er frische aus einem Karton in den Napf und richtete sich lächelnd auf.

»Kongo schlägt hier alles kurz und klein, wenn er nichts zu essen kriegt.«

»Ist Kongo eine Katze?« fragte ich mit schwacher Stimme.

Kevin schüttelte den Kopf.

»Ein Hund?«

Wieder Kopfschütteln. Ich beschloss, dass ich es eigentlich auch gar nicht wissen wollte.

»Eine einzige letzte Frage noch, was soll das da?« Ich zeigte auf die Tüte mit

den bereits umgefüllten Kringeln, die eben noch im Napf gewesen waren.

»Die«, sagte Kevin, »hat Kongo schor gegessen.«

An dieser Stelle setzte bei mir etwas aus.

Die Einzigen, die von ihren Eltern zum Bahnhof begleitet wurden, waren Janne und Friedrich. Jannes Mutter unterhielt sich mit dem Guru. Auch aus der Entfernung konnte ich sehen, dass der Guru schwitzte. Statt seines Huts trug er jetzt eine Kappe, die er immer wieder nervös vom Kopf riss. Wahrscheinlich hatte er bis zuletzt gehofft, dass keiner kommt.

Friedrichs Vater überragte alle. Seine

Haare glänzten silbern wie ein Helm an seinem Schädel, und mit dem Scheitel und dem ergrauten Schnauzbart hatte er etwas von einem gealterten Hitler-Jungen. Ich hätte diesen Mann niemals für Friedrichs Vater gehalten, wenn Friedrich sich nicht zu mir durchgekämpft und mich dem Hitler-Opa vorgestellt hätte, zu dem er Papa sagte.

Friedrichs Papa schaute auf mich herab, und kein Muskel zuckte in seinem von Falten zerfurchten Gesicht. Er schüttelte mir mit sehr festem Griff die Hand, sagte aber, im Gegensatz zu Friedrich, nicht mehr viel. Eigentlich überhaupt gar nichts. Er war nach Janne der zweite Mensch, der mich in jüngster Zeit offenbar nicht einmal eines zweiten

Blickes würdig hielt. Vielleicht hatte er vorher auf der Station für Brandopfer gearbeitet oder war Militärarzt gewesen. Aber dann hätte er vielleicht auch etwas gegen das Basallzellkarzinom unternommen, das sich über die linke Seite seiner Stirn ausbreitete. Vielleicht wollte er aber auch einen natürlichen Tod, in den keine Medizin reinpfuschte.

Der Guru stellte sich auf die Zehenspitzen und zählte uns durch. Ich hatte Dirk in einem Anfall von Großzügigkeit erlaubt, mich zum Gleis zu begleiten, nachdem wir Kevin unter seinen Taschen auf dem Rücksitz ausgegraben hatten. Vor allem, weil Dirk dann auch noch meinen Koffer schob. Ich trug immer noch einen Teil

von Kevins Gepäck und kam mir dabei unerträglich schwul vor. Kevin stöckelte hinterher, mit einem Lächeln im Gesicht, das keinem konkret und allen gleichzeitig galt.

Dirks Blick wanderte über unsere Köpfe, registrierte die Prothese, übersprang Friedrich, blieb fragend an Marlon hängen. Und kam dann bei Janne an. Ich sah, wie Dirk ausatmete, und wurde plötzlich eifersüchtig. Dass er Janne so angaffte, störte mich.

»Vielen Dank und auf Wiedersehen.« Ich schüttelte ihm mit durchgedrücktem Arm die Hand, bevor er noch auf die Idee kam, mich zu umarmen.

»Gern geschehen«, sagte er. Plötzlich tat er mir leid.

»Pass auf Claudia auf und fütter meine Fische, Dirk«, sagte ich.

Er nickte, wandte sich rasch ab und ging.



Beim Einsteigen gab es ein Durcheinander wegen Janne. Der Guru hatte die Bahn über den Fahrgast mit eingeschränkter Mobilität informiert. Jetzt hatten sich zwei bullige Männer in Uniform vor ihr aufgebaut, und Janne schaute ihnen so entgegen, dass sie sich nicht trauten, irgendwas zu tun. Jannes Mutter stand daneben und hatte rote

Flecken auf den Wangen.

»Wir sind noch nie mit dem Zug gereist«, sagte sie, als ich näher kam.

Jannes Gesicht verzog sich. Ich fürchtete, dass sie gleich losheulen würde. So selbstsicher sie sonst wirkte, so erschütternd hilflos kam sie mir nun vor. Und bevor ich wusste, was zu tun war, schob mich Richard mit der Schulter beiseite. Er hockte sich vor Janne und fragte sie leise etwas. Sie nickte und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. Richard stemmte die Füße gegen den Boden, bückte sich und nahm Janne mit Leichtigkeit hoch. Sie ruhte in seinen Armen wie Schneewittchen, das gerade aus dem Glassarg gehoben wurde.

Friedrichs Vater machte währenddessen etwas mit dem Rollstuhl. Es klickte, und der Rollstuhl war plötzlich ganz flach und sah ziemlich leicht aus.

»Hier«, sagte der Hitler-Opa und schob ihn mir in die Hände.

Nein, so leicht, wie er aussah, war er doch nicht. Ich hatte Schwierigkeiten, ihn mit einer Hand zu halten. Ich hielt Ausschau nach meinem Koffer. Jannes Mutter zog ihn für mich heran. Jannes Stimme kam bereits von oben. Sie winkte fröhlich aus dem geöffneten Abteilfenster.

»Schnell, schnell«, hetzte der Guru, und ich wuchtete den Rollstuhl hinein und sprang noch einmal herunter, um meinen Koffer zu holen.

Die arbeitslos gewordenen Bahnhofshelfer trugen Kevins Taschen hinein. Ich drehte mich um. Marlon stand auf dem Gleis, teilnahmslos wie ein Getränkeautomat. Keiner schien daran zu denken, dass auch er Hilfe brauchen könnte. Neben seinen Füßen lag eine Sporttasche.

Wir könnten ohne ihn abfahren, und er würde nichts sagen, einfach so stehen bleiben, schoss es mir durch den Kopf. Ich griff mit der einen Hand nach meinem Koffer, berührte mit der anderen Marlons Ellbogen. »Hier geht's rein«, sagte ich.

Er streckte den Arm nach mir aus, und seine Finger schlossen sich um meine Schulter. Sein Griff war fest, und für

einen Moment bekam ich Panik, dass er mir das Schlüsselbein brechen würde. Der Guru brüllte aus dem Wagen, und Jannes Mutter hetzte zu uns und packte wieder meinen Koffer.

»Schnell, schnell«, rief sie. Ich fragte mich, ob sie sich dabei eher um uns oder eigentlich nur um Janne sorgte. Vielleicht erkannte sie gerade, welch wunderbaren jungen Leuten sie ihre kostbare Tochter anvertraut hatte.

Ich nahm ihr meinen Koffer wieder ab und kletterte mit Marlon im Schlepptau ein zweites Mal in den Zug. »Vorsicht, Stufe«, sagte ich verspätet, als er schon fluchte und mich für einen Moment losließ. Jannes Mutter hob Marlons runtergefallene Tasche auf. Ich drehte

mich kurz um: Offenbar überlegte sie, ob sie es wagen sollte, Marlon von hinten anzuschieben. Aber zum Glück ließ sie es sein.

Wir standen schnaufend im Waggon, die Tür klappte vor unseren Nasen zu. Ich winkte Jannes Mutter. Ihr Lächeln war gequält und erleichtert zugleich. Sie knüllte ein Taschentuch in der Hand zusammen. Friedrichs Hitler-Papa näherte sich ihr mit großen Schritten und tätschelte tröstend ihren Ellbogen. Dann schob sich das Gleis aus unserem Blickfeld.

Ich sicherte Marlons Hand auf meiner Schulter und bewegte mich zu unserem Abteil. Er sagte immer noch nichts, und ich begann zu ahnen, was ihm dieser

ganze Morgen abverlangt haben musste.

Ich schob die Tür auf. Das Abteil war schon voll. Janne saß neben Richard. Friedrich und Kevin hatten die Plätze gegenüber eingenommen. Die letzten freien Sitze waren vom Gepäck blockiert. Janne warf uns einen Blick zu, in dem ich lesen konnte, dass sie einen Teil ihrer Nachbarn liebend gern gegen uns ausgetauscht hätte. Vielleicht galt das aber auch nur für Marlon.

Er hatte Glück, dass er nicht sehen konnte, wie spielend leicht Richard Janne auf dem Gleis hochgehoben hatte. Nachdem ich mich so ungeschickt mit dem Rollstuhl angestellt hatte, sah ich Richard mit anderen Augen. Und es war

klar, dass Janne es auch tun musste. Mir wäre es auch auf zwei eigenen Beinen nicht gelungen, ein Mädchen in den Zug zu tragen. Ich musterte misstrauisch Richards Oberarme, aber unter den weitgeschnittenen karierten Ärmeln ließ sich nichts Besonders erkennen.

Vielleicht wiegt sie ja nichts, beschloss ich. Vielleicht wiegen auch nur ihre Beine nichts. Beine machen bestimmt ganz viel vom Gesamtkörpergewicht aus. Ich muss nur etwas mehr Sport treiben, dann kann ich sie auch tragen.

Der Guru winkte aus dem benachbarten Abteil.

Marlon stand da wie eine Statue, die jemand aus Versehen am falschen Ort

enthüllt hatte. Sein Gesicht drückte gar nichts aus. Ich sagte zu ihm: »Hier ist voll. Der Guru winkt uns aus dem benachbarten Abteil«, damit er sich nicht wunderte, warum wir immer noch nicht saßen, sondern blöd herumstanden. Ich fragte mich, wie sich Marlon überhaupt durch die Stadt bewegte, ob er sich jemals in Gegenden wagte, die er nicht kannte. Vielleicht wäre ein Stock oder ein Hund wirklich ganz passend gewesen. Ich hatte schon alles Mögliche über ihn gedacht – bloß hilflos war er mir bislang noch nie vorgekommen.

Wir setzten uns zum Guru, nachdem ich meinen Koffer und Marlons Sporttasche auf die Gepäckablage gewuchtet hatte. Mir kam der

frappierende Gedanke, dass ich hier zu den am wenigsten beeinträchtigten Teilnehmern gehörte. Dafür war ich immerhin der Hässlichste.

Der Guru hatte seine Kappe in der Nacken geschoben und blätterte in einem Stapel Unterlagen. Zwischen undefinierbaren Zetteln sah ich ausgedruckte Tickets und ganzseitige handschriftliche Notizen. Ich reckte den Hals, weil ich das Gefühl hatte, auf einem dieser Blätter Claudias Schrift erkannt zu haben.

Der Guru hatte zwei tiefe Querfalter auf der Stirn. Sein Gesicht war gerötet.

»Stress?« fragte ich. Marlon saß unbeteiligt neben mir, zum Fenster gewandt, als würde er die

vorbeiziehende Landschaft betrachten.

Der Guru zuckte mit den Schultern.
»Wie man es nimmt.«

»Wo ist die Kamera?« fragte ich.

»Welche Kamera? Ach so.« Er deutete auf die blaue Tasche in der Gepäckablage.

»Darf ich?«

Er hatte ganz offensichtlich nicht die geringste Lust, mir seine Kamera zu geben, stand aber trotzdem auf und streckte sich nach der Tasche, holte die Kamera mit beiden Händen heraus und reichte sie mir. Ich drehte sie hin und her. Sie sah billig aus.

»Geht es überhaupt mit so einer?« fragte ich. »Lässt sich damit ein richtiger Film drehen?«

»Na klar«, sagte der Guru, ohne mich anzusehen. »Soll ich dir erklären, wie das geht?«

»Ich komm schon zurecht«, sagte ich und drückte probeweise auf ein paar Knöpfe.

Marlon rührte sich immer noch nicht. Ich schaltete die Kamera ein, ließ die Aufnahme laufen und richtete das Objektiv auf Marlon. Keine Ahnung, was er mitkriegte, aber plötzlich sagte er: »Ich hau dir gleich eins in die Fresse.« Ich dachte mir, dass er sie dazu erst einmal in seiner ewigen Dunkelheit finden müsste, sagte aber nichts. Auch nicht, dass ich ihn vorhin auf dem Gleis einfach hätte stehen lassen können. Ich nahm die Kamera mit in den Gang und

filmte die vorbeiziehenden Kleingärten.

Im anderen Abteil wurde gelacht. Ich konnte es nicht fassen. Bei uns war die Stimmung wie bei einer Beerdigung, und die lachten, als wären sie bei einer Klassenfahrt. Ich richtete die Kamera auf die Tür. Sie hatten die Vorhänge zugezogen. Keine Chance, unbeobachtet einen Blick hineinzuworfen. Ich kam mir ausgesperrt vor und rüttelte an der Tür.

Das Lachen verstummte. Ich schob die Tür auf und den Vorhang beiseite. Friedrichs Glucksen erstarb zuletzt. Sie sahen mich an, als wäre ich das Gespenst ihrer verstorbenen Großtante. Ich betrachtete sie durch den Sucher. Sie waren dabei, Karten zu spielen. Eine Gummibärentüte wanderte herum.

Ich richtete die Kamera auf Janne. Sie mischte die Karten und sah dabei auf ihre Hände. Ich hatte das Gefühl, dass sie ganz leicht zitterten. Vielleicht war es aber auch einfach nur der ratternde Bummelzug. Ihr Rollstuhl stand zusammengeklappt zwischen dem Sitz und der Tür.

»Habt ihr euren Spaß, ja?« fragte ich mit Grabesstimme und filmte, wie sich schlechtes Gewissen in ihre Gesichter schlich.

Draußen gab es immer weniger Häuser und Menschen zu sehen. Ich stand im Flur und filmte vorbeirasende Birken und lang gezogene Seen. Der Guru tauchte an meiner Seite auf und nahm mir

die Kamera weg.

»Der Akku hält nicht ewig«, sagte er.

Er stellte sich neben mich und lehnte sich exakt wie ich gegen die Haltestange. Ich sah ihn nicht an. Ich hatte große Lust, am nächsten Bahnhof auszusteigen und den ersten Zug zurück nach Berlin zu nehmen. Die Regionalbahn hielt in gottverlassenen Dörfern. Die vereinzelt Gestalten, die hier einstiegen, sahen irgendwie deformiert aus. Als ob ausgerechnet ich mich darüber beschweren dürfte. Hinter meinem Rücken perlte Jannes Lachen. Ich wollte am liebsten Amok laufen, und es war mir nicht einmal peinlich. Ich sollte mir ein Beispiel an Marlon nehmen: blamiert bis auf die Knochen

und trotzdem cool.

»Diese Woche wird das Leben ändern«, sagte der Guru von der Seite.

Ehrlich gesagt interessierte mich gar nicht, was sich der Guru von dieser Woche versprach. Trotzdem fragte ich: »Ihres oder unseres?«

»Sowohl als auch«, sagte er.

Ich versuchte, nicht allzu breit zu grinsen. »Überhöhte Erwartungen haben noch niemandem geholfen.«

»Ich habe ein bisschen Angst«, sagte der Guru.

»Wovor jetzt?« Ich unterdrückte ein Gähnen. »Vor uns? Dazu ist es zu spät.«

Er zog laut die Luft ein und sah dabei ganz schön deprimiert aus.

»Das könnten immerhin ein paar

spannende Aufnahmen werden«, sagte ich in einem plötzlichen Anflug von Mitgefühl.

Er nickte wieder. Sein Gesicht verriet, dass er ganz fest vom Gegenteil ausging.



Das Aussteigen ging, im Vergleich zur Abreise, relativ reibungslos über die Bühne. Wir hatten uns alle in einer von Richard vorgegebenen Reihenfolge im Flur aufgestellt. Alle hörten auf ihn, und der Guru sah dankbar aus, dass hier mal

einer das Steuer übernahm, der auch das Zeug dazu hatte. Friedrich trug Jannes Rollstuhl und sah dabei unfassbar stolz aus. Der Guru hatte außer seinem Gepäck auch noch das von Friedrich und Marlon geschultert.

Marlons Hand lag wieder auf meinem Oberarm. Es war kaum zu ertragen. Ich hasste es, angefasst zu werden. Auch der plötzliche Zusammenhalt unserer verkrüppelten Truppe war zum Weglaufen. Einer für alle, alle für einen. Ich wollte das nicht. Nicht mit ihnen und mit niemandem sonst. Mir war auch so schon übel.

In kurzer Zeit hatten wir uns auf einem der beiden Gleise des winzigen Bahnhofs aufgereiht. Fehlte nur noch,

dass wir uns paarweise aufgestellt und die Hände gereicht hätten. Der Guru zählte uns durch. Von seiner Stirn tropfte der Schweiß. Friedrich baute den Rollstuhl auf, als hätte er noch nie etwas anderes gemacht. Janne lächelte von Richards Armen auf uns herunter. Die Sonne schien.

Es stellte sich heraus, dass wir einen Fußweg von etwa zwanzig Minuten zu unserer Unterkunft hatten. Für das Gepäck hatte der Guru einen Transport organisiert, glaubte aber offenbar selbst nicht daran, dass dieser eintreffen würde. Wir warteten draußen auf unseren Koffern, als ein Traktor mit einem Anhänger scheppernd auf den Parkplatz fuhr. Am riesigen Lenkrad saß

ein Junge, der höchstens zwölf war, neben ihm ein bärengroßer zotteliger Hund. Eine Weile schauten wir einander fragend an, bis der Guru kapierte, dass dies der beim Bauern bestellte Transport war.

Wir warfen unser Gepäck in den Anhänger, und der Traktor tuckerte davon. Wir liefen um den Bahnhof herum und entdeckten einen asphaltierten Weg, der an den Gleisen entlangführte und dann in den Wald abknickte. Der Guru verglich irgendwas auf seinen Zetteln mit den Hinweisschildern und schaltete die Navigation auf seinem Smartphone ein.

»Ich kann dich ablösen«, sagte ich zu Richard, der sich hinter Jannes Rollstuhl

postiert hatte. Er nickte gleichgültig und machte mir Platz.

»Hast du mich gefragt?« fragte Janne mit einer unangenehm hohen Stimme.

»Darf ich, Janne?«

Sie biss die Zähne zusammen. Das wertete ich als Zustimmung. Nach den ersten Metern war ich schweißgebadet und vermutete, dass Jannes Mutter für ihre Traumfigur sicher nicht ins Sportstudio gehen musste.

Die versprochenen zwanzig Minuten zogen sich endlos. Der Asphalt ging in einen Schotterweg, später in einen Pfad über. Irgendwann stellte ich fest, dass wir schon fast eine Stunde unterwegs waren. Keiner sagte etwas, nur Kevin sumnte ein Lied. Er bewegte sich wie

ein Storch auf seinen Stöckelschuhen, schwenkte die Handtasche hin und her, und es schien ihn nicht zu stören, dass seine Absätze in der sandigen Erde stecken blieben. Der Guru war einige Meter vorausgelaufen und telefonierte seit zehn Minuten.

»Ich habe Hunger, ich habe Hunger«, wiederholte Friedrich wie in Trance.

»Dann friss Gras«, sagte Marlor plötzlich.

Das mussten die ersten Worte gewesen sein, die ich an diesem Tag von ihm hörte. Er hatte mich endlich losgelassen und ging mit tastenden, federnden Schritten in der Mitte unseres Trupps. Ich wartete darauf, dass er mit jemandem zusammenstieß, aber es

passierte nicht. Ab und zu machte er merkwürdige Schnalzgeräusche mit der Zunge.

»Ich hab so was in der Sendung mit der Maus gesehen, aber nicht verstanden, wie es funktioniert«, sagte Friedrich begeistert.

Marlon dachte nicht daran, es ihm zu erklären.

Als ich mir sicher war, dass wir uns verlaufen hatten, steckte der Guru plötzlich das Telefon ein und ruderte mit den Armen.

»Wir sind da!« brüllte er. Von dort, wo wir waren, war immer noch nichts außer Wald zu sehen. Der Guru wartete, bis wir ihn einholten. Und als es so weit war, war ich nicht der Einzige, der mit

aufgerissenem Mund stehen blieb.



Ich hatte mit allem Möglichen gerechnet. Dass wir auf einen Pferdestall stoßen würden oder ein paar Weideniglus oder einen Haufen zusammengebrochener Zelte. Am wenigsten hätte ich eine Villa im Wald erwartet, deren Türme in die Wolken ragten. Vor dem Haus breitete sich eine gepflegte Wiese aus, weiter hinten war eine Art Gartenhäuschen mit einem Grill und ordentlich gestapeltem Kaminholz. Unser Gepäck türmte sich vor der

Treppe, die zum Eingang führte.

»Es muss auch einen anderen Weg hierher geben«, sagte Friedrich tiefsinnig und fischte seinen Rollkoffer und seinen Rucksack heraus.

Ich stand immer noch da, die Griffe von Jannes Rollstuhl umklammert. Auch sie hatte ihren Kopf zu den Türmen hochgerissen. Der Guru kletterte die Treppe hoch und steckte die Hand unter den Fußabtreter.

»Hier ist übrigens auch eine Rampe!« rief er uns zu und richtete sich auf. Seine Hand hatte er stolz in die Luft gereckt, darin glänzte ein Schlüssel.

Ich setzte mich auf das Bett und schnürte die Turnschuhe auf. An der

gegenüberliegenden Wand stand ein zweites Bett. Darauf lag Marlon, die Arme über der Brust gekreuzt. Er hatte immer noch seine Sonnenbrille auf, also konnte ich nicht sagen, ob er schlief. Sein Atem ging kaum hörbar und gleichmäßig.

So nah waren wir uns schon, dass ich auf seine Atemzüge horchte. Ich sah es überhaupt nicht ein. Die behindertengerechte Villa war groß genug, um jedem ein Einzelzimmer zu gewähren. Ich hatte den Verdacht, dass das gemeinsame Schlafen hier zum Konzept gehörte, und ich war ein Gegner von solchen Konzepten.

Das Zimmer war geräumig, mit einer drei Meter hohen Decke, von der ein mit

Patina bedeckter monströser
Leuchtkörper herunterhing. Es gab ein
riesiges Fenster, das Marlon sofort
gefunden und aufgerissen hatte. Die
leichten weißen Vorhänge flatterten im
Wind, und ich fühlte mich wie in einem
impressionistischen Gemälde. Der
Schrank sah antik aus. Am Fenster stand
ein Sekretär, auf dem ich vergeblich ein
Tintenfass suchte. Es war ein riesiges,
fantastisches Zimmer, aber mit Marlon
zusammen fühlte ich mich eingesperrt.

Um mich abzulenken, versuchte ich
mir vorzustellen, wie Marlon meine
Nähe wahrnehmen musste.
Wahrscheinlich war ich für ihn eine
undefinierbare schwitzende,
schnaufende, Wärme ausstrahlende

Masse.

»Warum liegst du wie aufgebahrt da?« fragte ich.

Er antwortete nicht. Ich hatte auch nicht damit gerechnet. Ich ahnte so ungefähr, was in ihm vorging. Auch er hatte sich alles anders vorgestellt. Er hatte sich und die Fahrt falsch eingeschätzt und war durch seine Hilflosigkeit vor Janne gedemütigt worden. Also hatte er mindestens genauso viele Gründe, alles hier zu hassen und mich dazu.

Ich öffnete die gut geölte Zimmertür, ging hinaus und schloss sie leise hinter mir.



Der Guru räumte volle Einkaufskisten aus, die jemand vorsorglich in die Küche gestellt hatte. Jetzt sah er etwas entspannter aus. Über die polierte Holzarbeitsfläche rollten Äpfel und Zitronen, mariniertes Fleisch und Oliven dufteten aus den Tüten, und am liebsten hätte ich einfach in das große, auf dem Tisch liegende Schwarzbrot hineingebissen.

»Warum haben wir keine Einzelzimmer?« fragte ich mit der nöligen Stimme eines Pauschalreisenden. »Es scheint genug Räume zu geben.«

»Weil sie gerade renoviert werden«, sagte der Guru, ohne sich umzudrehen.

»Und wer kocht eigentlich?« Ich fand, dass nichts dabei wäre, wenn ich mir wenigstens eine Banane nehmen würde. Schließlich hatte Claudia auch für die Lebensmittel bezahlt.

»Du.«

Ich beschloss, das für einen Scherz zu halten, ließ ihn die Lebensmittel sortieren und zog weiter.

Die Villa hatte einen rollstuhlgerechten Fahrstuhl zwischen dem Erdgeschoss und der ersten Etage. Ich nahm die breite Treppe mit dem von vielen Händen glatt gestrichenen weinroten Geländer. Im ersten Stock, wo auch unser Zimmer lag, entdeckte ich ein

halbes Dutzend Türen. Einige waren verschlossen. Hinter einer kicherte Kevin. Er hatte ein Zimmer mit Friedrich bezogen. Ich fragte mich, ob der Guru sich mit Richard einquartieren oder sich in diesem Fall eine Konzeptausnahme zugestehen würde. Und warum andere bei solchen Dingen immer mehr Glück hatten als ich.

Janne war natürlich nicht hier oben. Ich ging die Treppe wieder herunter, die Hand auf dem aufgewärmten Holz des Geländers. Ich hatte sie zuletzt kurz nach unserer Ankunft gesehen, als sie hinter der ihr zugewiesenen Tür im Erdgeschoss verschwand. Ihren Koffer hatte ihr der Guru hinterhergetragen.

Ich klopfte an ihre Tür.

Sie antwortete mir, fröhlich und einladend. Mit einer unbestimmten Freude darüber, dass sie sich anscheinend wohlfühlte, drückte ich den Türgriff herunter. Jannes Rollstuhl stand vor dem geöffneten Schrank, sie sortierte ihre Sachen ein. Das ist eben Mädchen, dachte ich. Ich zum Beispiel kam nicht auf die Idee, die Klamotten, die ich für eine Woche dabei hatte, aus meinem Koffer zu räumen.

»Kann ich dir helfen?« fragte ich.

Sie nickte.

Ich nahm einen Kleiderbügel von der Stange und reichte ihn Janne. Sie steckte den Bügel in den Ausschnitt eines Kleids, strich es glatt und gab es mir zurück. Ich hängte es auf. So ging es

weiter, und nach dem siebten Kleid konnte ich es mir nicht länger verkneifen.

»Wie lange hast du vor, hierzubleiben? Oder willst du dich vor jeder Mahlzeit umziehen?«

»Was dagegen?«

Irgendwann hatten wir den Koffer tatsächlich ausgeräumt. Ich betrachtete die hängenden Kleider mit Spitze und Blümchen und Puffärmeln. Es sah aus wie in unserer alten Theatergarderobe, um die sich Lucy gekümmert hatte. Sie hatte ein gutes Händchen dafür. Überhaupt waren wir damals eine eingeschworene Truppe. Komischerweise machte es Lucy überhaupt nichts aus, im Hintergrund zu

bleiben und zu Hause die gebrauchten Sachen zu waschen und zu bügeln, die sie in Secondhandshops und auf Trödelmärkten entdeckt hatte. Dabei tauchte ihr Name nicht einmal auf den Programmzetteln auf, auch nicht die Namen vieler anderer, die, wie mir damals vorkam, viel härter für unsere Vorstellungen arbeiten mussten als ich. Und mein Gesicht war auf jeder Eintrittskarte zu sehen. Hätten sie mich nicht eigentlich hassen müssen?

»Du passt ziemlich gut zu dieser Villa«, sagte ich.

Janne lächelte geschmeichelt.

Ich setzte mich ohne zu fragen auf ihr Bett. Ohne die Webcams musste ihr doch etwas fehlen. Das dilettantische

Handgerät vom Guru war da sicher kein Ersatz. Am Fenster stand eine Kommode mit einem Spiegel, dort lagen eine Bürste und anderer Mädchenkram. Plötzlich war ich gerührt. Ich streckte die Hand aus und versuchte, die Finger der gerade vorbeifahrenden Janne zu erwischen.

»Gefalle ich dir?« fragte sie und sah mir in die Augen.

Ich wandte mich ab. Der Blick war scharf wie ein Messer. Ein Rasiermesser in Blümchen und Rüschen.

»Du bist sehr schön«, sagte ich. Ich hätte ihr gern etwas erzählt, was sie ein wenig mehr überrascht hätte.

Ich wollte sie wieder küssen. Wenn ich ehrlich war, war das genau der

Grund, warum ich überhaupt hier war. Der einzige Grund und zugleich der dringendste. Ich wollte Janne küssen. Ich brauchte die ganze Woche nichts anders zu tun. Vielleicht auch ein ganzes Leben lang.

Ich zog sie zu mir.

Sie hob eine Augenbraue, ihr Arm wurde steif. Sie sah mich skeptisch und ein wenig kokett an, als wolle sie es mir nicht zu leicht machen. So guckte man jedenfalls niemanden an, vor dem man Angst hatte. Vielleicht gab es aber auch nicht viel, wovor sie überhaupt Angst hatte.

Das Denken strengte mich an. Ich wollte nicht mehr denken. Im Krankenhaus, mit den Verbänden, die

aus mir eine Mumie gemacht hatten, war mir nicht viel übrig geblieben außer Denken. Also hatte ich dagelegen, und meine Gedanken hatten rotiert, bis mir schwindlig wurde. Manchmal hatte ich versucht, sie mit Musik oder einem Hörbuch zum Schweigen zu bringen, aber die Gedanken waren immer lauter gewesen. Nichts hatte mich jemals so angestrengt.

Ich neigte den Kopf, schüttelte ihn, als könnten die Erinnerungen zum Ohr rausfallen, beugte mich zu Janne herunter und küsste sie. Sie drehte sich weg, ich erwischte ihre kühle Nasenspitze und ein wenig von der Wange, zart und mit einem unsichtbaren Flaum bedeckt. Ihre Haut schmeckte bitterer als beim ersten

Mal. Aber sie roch wieder nach Limette, frisch und zerbrechlich wie eine Blüte, deren Zartheit man schon gefährdete, wenn man an ihr schnupperte. Sie schob mich weg und verzog das Gesicht.

»Bist du dafür gekommen?« fragte sie.

»Du nicht?«

Ich dachte, dass sie jetzt böse werden würde, aber sie lachte nur.

»Wo ist eigentlich Marlon?« fragte sie.

Ich hatte mit allem gerechnet, nur nicht damit. Es war der einzige Satz, der jetzt nicht hätte fallen dürfen. Ich schnappte nach Luft.

»Was willst du mit ihm? Er kann dich nicht einmal sehen.«

Sie warf mir einen verächtlichen

Blick zu. Vor solchen Blicken hätte ich mich eher fürchten müssen. Das bisschen Angst in den Augen anderer Leute war gar nichts dagegen.

»Sag ihm, dass ich ihn sehen will. Wenn es keine Umstände macht. Und jetzt zisch ab.«

»Dir auch einen schönen Abend.« Ich knallte die Tür hinter mir zu.



Natürlich sagte ich Marlon gar nichts. Ich war hier nicht die Mutter Teresa. Ich ließ ihn weiter in der nachdenklichen Haltung eines Leichnams

in unserem gemeinsamen Zimmer ruhen. Unser *gemeinsames* Zimmer – schon bei dieser Formulierung drehte sich mir der Magen um. Wahrscheinlich hätte ich es nicht einmal mit Janne in einem Zimmer ausgehalten.

»Verwöhntes Einzelkind«, konstatierte der Guru mit dem vielsagend gütigen Lächeln, das ich inzwischen so hasste. Er schaute sich gerade auf seiner Kamera an, was er in den Stunden davor aufgenommen hatte, schirmte aber das Display vor mir ab. Ich hatte ihn gesucht, um mich mal wieder zu beschweren. Außerdem hätte ich ihm am liebsten die Kamera weggenommen und alles besser gemacht. Mir war längst klar, was für ein

Dilettant er sein musste. Wenn die anderen es nicht kapierten, war es ihr Problem.

Er richtete die Kamera auf mich.

»Ja, ich bin ein verwöhntes Einzelkind«, sagte ich ins Objektiv und war mit dem Satz noch nicht fertig, als mir einfiel, dass er rein faktisch falsch war. Ich war streng genommen kein Einzelkind. Ich hatte einen kleinen Bruder.

Ich hatte ihn noch nie gesehen, außer auf Fotos, die mir Claudia vor Jahren unter die Nase gehalten hatte. Auf den Fotos strampelte ein nacktes Baby. Ich hatte mir das alles sofort verboten. Mit dem Baby wollte ich nichts zu tun haben, weil ich auch mit meinem Vater nichts

mehr zu tun haben wollte, der ein großes Herz voller Liebe für unser Au-pair gehabt hatte und die Hoden voller flinker Spermien, die mein seliges Einzelkinddasein ein für alle Mal zerstört hatten.

Ein paar Mal war mein Vater nach Berlin gekommen, angeblich, um mich zu treffen. Ich vermutete, dass er hier einfach Geschäftstermine hatte. Claudia zuliebe war ich mit ihm einmal in den Zoo gegangen und einmal ins Naturkundemuseum. Wir hatten auf einer Parkbank Eis gegessen, das mir schon damals nicht besonders geschmeckt hatte, und er hatte mir ein Foto dieses anderen Jungen zeigen wollen, dessen Vater er geworden war. Ich hatte ihn

gefragt, warum er dann hier mit mir sitze, wenn er doch schon einen anderen Sohn habe. Mehrere Söhne gleichzeitig zu haben, schien mir damals komplett absurd. Er hatte merkwürdig gehustet und dann einen großen Bissen von seiner Eiswaffel genommen. Wahrscheinlich hatte es ihm dabei ganz schön an den Zähnen wehgetan, so wie er das Gesicht verzogen hatte.

Später hatte er mir Briefe geschrieben und zum Geburtstag und Weihnachten erst Legopakete, später Geldscheine geschickt. Ich hatte die Briefe nicht beantwortet, weil ich zu höflich war, ihm die Dinge zu schreiben, die ich wirklich dachte. Die Geschenke nahm ich trotzdem.

Dann kam der Rottweiler. Claudia hatte erzählt, mein Vater sei sofort ins Krankenhaus gekommen. Ein einziges Mal. Es war hart für ihn gewesen, hatte Claudia gesagt.

»Ich bin ein verwöhntes Einzelkind«, wiederholte ich. Aber der Guru wanderte mit der Kamera schon die Treppe hinunter.

Der Guru hatte geblufft. Am ersten Abend kochte er selbst. Kalbsschnitzel im Speckmantel, grüne Bohnen, Kartoffeln aus dem Backofen, zum Nachtisch selbst gemachte Panna cotta mit Himbeersauce. Ich hatte solchen Hunger, dass mir die gierig runtergeschlungenen Köstlichkeiten fast

im Hals stecken blieben. Mein Mager verkrampfte sich.

»Du solltest Koch werden«, sagte ich zum Guru. »Das ist deine wirkliche Berufung.«

Er schaute mich aus traurigen Dackelaugen über den Tisch an.

Ich hatte mich zwischen Friedrich und Richard gesetzt. Mir gegenüber saß Janne. Obwohl sie die ganze Zeit zu essen schien, wurde ihr Teller nicht leerer. Friedrich neben mir stöhnte vor Wonne. Wir hatten lange auf dieses Abendessen warten müssen und praktisch nichts zum Mittag gehabt. Als Friedrich versucht hatte, sich darüber zu beklagen, hatte der Guru geantwortet, dann solle er halt zum nächsten

Supermarkt laufen und sich was besorgen. Friedrich hatte skeptisch aus zusammengekniffenen Augen in den Wald geschaut. Da niemand bereit gewesen war, ihn zu begleiten, war er in der Villa geblieben und hatte alle mit seinem knurrenden Magen genervt.

»Frisst du immer so viel?« fragte Richard Friedrich über meinen Kopf hinweg.

Friedrich schüttelte den Kopf.
»Normalerweise mehr.«

Ich nahm mir nach und dachte mit vollem Mund, dass der Guru streng genommen gar kein übler Kerl war. Irgendetwas stimmte zwar gewaltig nicht mit ihm, aber das konnte man heutzutage von jedem behaupten. Mit vollem Magen

fiel es mir schwer, mich auf die Schattenseiten der bevorstehenden Woche zu konzentrieren. Fast begann ich, mich darauf zu freuen.

Bis mein Blick auf Marlon fiel. Er saß neben Janne. Sie hatte ihn eingeladen, den Platz neben ihr einzunehmen, sobald er am Tisch aufgetaucht war. Mich übrigens nicht. Da hatte er gerade zum ersten Mal heldenhaft das Bett verlassen. Jetzt saß er neben ihr und führte mit der Gabel kleine Bissen zum Mund, und ich wartete vergeblich darauf, dass ihm irgendwas herunterfiel.

Ich versuchte die beiden entspannt und wohlwollend anzusehen, was mir so lange gelang, bis Janne Marlon über den Arm strich und ihm irgendwas ins Ohr

flüsterte.

Da war ich plötzlich satt. Ich warf die Gabel am Teller vorbei auf den Tisch. Sie fiel klappernd auf den Boden.

»Wie ist eigentlich unser Programm?« fragte Kevin.

»Haben wir eins?« fragte Marlon, und ich konnte sehen, wie Jannes warmer Atem sein Haar verwuschelte.

Während der Guru, immer noch mit einer Kochschürze angetan, die geplanten Ausflüge zu den Kirchen und Kuhställen der Umgebung erläuterte, stand ich auf und nahm die Kamera von der Arbeitsfläche. Ich schaltete sie ein und lief um den Tisch herum. Eigentlich wollte ich es für Janne tun, damit sie immer noch denken konnte, dass sie bald

als großer Star rauskäme, raus aus der youtube-Schmuddelecke sozusagen. Wenn es sie doch so glücklich machte, dass irgendjemand sie anschaute.

In Wirklichkeit machte mir das Filmen einfach Spaß. Ich zoomte auf die Teller. Auf Friedrichs fettig glänzende Lippen. Auf Jannes Hand, die sich in Marlons Armbeuge verirrt hatte. Durch das Display sah ich es endlich nicht mehr als etwas, was mich wahnsinnig machte, sondern als spannendes Motiv. Auf Jannes vollen Teller. Sie hatte nur die Bohnen gegessen und ein kleines Stück von ihrem Kalbsschnitzel abgeschnitten. Es war der einzige Teller, der nicht ganz leer war.

Magersüchtig ist sie auch noch, dachte

ich. Dann zoomte ich auf ihre an Marlons Arm herumspielenden Finger, und mein Mitgefühl hielt sich in Grenzen.

Ich war so vertieft, dass ich vom Vortrag des Gurus, was wir denn hier gemeinsam vorhatten, nichts mitkriegte. Ich betrachtete Jannes Gesicht auf dem Display. Darin war glasklar zu lesen, dass sie mit dem Programm nicht einverstanden war. Sie wollte im Haus bleiben. Der Guru sagte, kein Problem, dann seien eben nur die anderen auf den Aufnahmen.

Volltreffer.

Ich richtete die Kamera auf das Gesicht des Gurus. Stellte schärfer für die kleinen Fältchen um die Augen. Er

war älter, als ich zuerst gedacht hatte, und nicht mehr so hektisch wie am Anfang. Aber so richtig entspannt sah er immer noch nicht aus, eher wie ein nervöser, vom Leben zeretzter Teddybär. Der Mund war zusammengekniffen, und die Mundwinkel hingen herunter. Es würde mich nicht wundern, wenn er eines Morgens einfach verschwunden sein würde und wir dann feststellen müssten, die Miete für die Villa ist nicht bezahlt und unsere sämtlichen Wertsachen sind weg.

Ich schaltete die Kamera aus und setzte mich wieder auf meinen Platz. Die Platte mit den Kartoffeln war leer. Die Pfanne mit den Kalbsschnitzeln auch.

Friedrich, dachte ich wütend und schaute über den Tisch hinweg auf Jannes Teller.

»Willst du das nicht mehr? Kann ich es haben?«

Sie schob es zu mir rüber, ohne mich anzusehen. Ich aß mit ihrer Gabel von ihrem Teller und schaute sie die ganze Zeit an, bis sie verächtlich den Kopf schüttelte.

»Was?« fragte ich.

»Nichts. Du bist noch so klein und schon so ein Ekel.«

Das sagte ja genau die Richtige.



Im Haus gab es einen Holzofen, aber keine Spülmaschine. Deswegen sollte Friedrich Feuer machen und ich den Abwasch. Wir protestierten beide, aber der Guru machte auf autoritär und ließ nicht mit sich reden. Er band seine Schürze auf und reichte sie mir. Ich nahm sie und warf sie auf den Tisch. Dann stellte ich mich ans Waschbecken.

»Ich habe bestimmt seit zehn Jahren kein Geschirr mehr von Hand gespült.«

»Dann wird's mal wieder Zeit.« Er beobachtete gerade, wie Friedrich ein großes, rundes Holzstück in den Ofen legte und ein langes Streichholz aus

einer Schachtel herauszog. Es zischte, das Streichholz brach ab, Friedrich ließ die Schachtel fallen, und die restlichen Hölzer verteilten sich auf den Dielen.

Ich war mir nicht sicher, ob ich es besser hingekriegt hätte, deswegen lachte ich nicht.

Ich ließ heißes Wasser ins Spülbecken laufen und tropfte Spülmittel dazu. Marlon saß immer noch am Tisch. Es war fast, als würde er mir zuschauen. Der Guru schnalzte bedauernd mit der Zunge, als Friedrich das fünfte Streichholz versaute, und drückte Marlon ein Geschirrtuch in die Hand.

»Hilf Marek abtrocknen.«

Zu meiner Überraschung widersprach Marlon nicht. Er stellte sich neben mich,

viel zu nah, ich rückte ein wenig beiseite. Ich drückte ihm tropfnasse Teller in die Hand. Er trocknete sie ab und stapelte sie neben sich. Der Guru dokumentierte die Kooperation zwischen Blind und Entstellt.

Ich tauchte die Hände in warmes Schaumwasser und beobachtete, wie Richard mit einem kleinen Hölzchen und einem Stück Papier am Ofen auftauchte. Er schob den fast heulenden Friedrich beiseite, kniete sich hin und stapelte die Hölzer zu einer Art Zelt auf. Wenig später tanzten Flammen hinter der Glasscheibe, die Richard mit einem feuchten Tuch sauber rieb.

»Sehr gut, Richard«, rief der Guru, und man hörte den früheren

Kindergärtner deutlich heraus. »Mach dir nichts draus, Friedrich.«

Richard blickte irritiert zu ihm auf, und der Guru verstummte beschämt. Dann breitete sich auf Richards Gesicht plötzlich ein Lächeln aus. Hinter meinem Rücken ertönte das typische Geräusch, das Jannes Räder auf den Dielen machten.

»Ist dir kalt?« fragte Richard und richtete sich auf, um Janne zum Feuer durchzulassen. Sie schüttelte den Kopf, fuhr aber näher heran und starrte gierig in die Flammen. Hätte Janne auf diese Art einen See angeschaut, hätte ich sie festgehalten, damit sie nicht hineinsprang. Der Guru umrundete sie mit der Kamera. Sie straffte sofort die

Schultern und schob sich eine schwarze Locke aus der Stirn.

Marlon hatte sie auch gehört. Sein ganzer Körper spannte sich an. Ich hatte das Gefühl, dass er vibrierte.

»Brauchst du noch lange?« fragte ihn Janne, als ob er hier ganz allein wäre.

Er kann es doch gar nicht sehen, hätte ich beinah gesagt. Andererseits hatte er vielleicht die Teller mitgezählt. Was wusste ich schon darüber, wie er die Welt wahrnahm. Was wussten wir alle hier überhaupt voneinander.

»Wir sind fertig«, sagten wir gleichzeitig.

»Hast du mein Zimmer schon gesehen?« fragte Janne Marlon. »Mags du?«

»Ja«, antwortete Marlon, und dann wurde es so still, dass wir das Feuer knistern hörten.



In dieser Nacht bekam ich kein Auge zu. Ich wälzte mich in meinem Bett herum, warf die Decke ab, suchte sie auf dem Boden, riss das Fenster auf, schloss es wieder. Ich schaffte es kaum, ganze zehn Minuten ruhig zu liegen. Mein Herz klopfte irgendwo im Hals und drohte, dort stecken zu bleiben. Ich drehte mich zur Wand, um Marlons leeres Bett nicht sehen zu müssen. Die

Tagesdecke mit den gestickten Zitronen und Papageien lag immer noch darauf, das Kissen bewahrte die Mulden, die Marlons Hinterkopf hinterlassen hatte.

Marlon war bei Janne. Die ganze Nacht. Ich verbot es mir, rauszugehen und durch die Villa zu schleichen. Das Ohr an Jannes Tür zu drücken. Reinzustürmen und alles kurz und klein zu schlagen. Zwischendrin konnte ich sogar Tränen nicht zurückhalten und heulte ein paar Minuten wie ein verwundetes Tier, bis ich mir einen Zipfel von der Decke in den Mund stopfte. Draußen war es still, ich fühlte mich wie der letzte Mensch auf der Welt.

Marlons Tasche stand immer noch

unausgepackt neben dem Bett. Auf seinem Nachttisch lag ein iPod mit Kopfhörern. Mir fiel nichts Besseres ein, als ihn zu nehmen und aus dem Fenster zu werfen. Er schlug mit einem dumpfen Geräusch im Blumenbeet auf.

Nach einer weiteren Stunde bekam ich Skrupel. Ich zog meine Hose an und schlich mich aus dem Zimmer. Um rauszugehen, musste ich an Jannes Zimmer vorbei. Das Parkett quietschte unter meinen Füßen. Überall war Stille. Außer mir schliefen alle.

Ich schob vorsichtig die schwere Eingangstür auf, konnte aber nicht verhindern, dass sie mit einem dumpfen Ton zuschlug. Ich kroch zwischen den Rosen unter meinem Fenster herum und

fand den iPod nicht. Ich suchte alles ab, er war einfach weg. Ich legte mich auf die Wiese und streckte alle viere von mir. Das Gras war feucht, und die Kälte kroch mir unter die Haut. Ich schloss die Augen.

Und riss sie wieder auf, als die Tür erneut zuschlug. Auf der Treppe stand Richard in einer engen Sporthose und ärmellosem Shirt. Es war plötzlich hell, viel zu hell. Ich musste eingeschlafen sein. Ich riss die Hände vor mein Gesicht. Richard sah mich ziemlich gleichgültig an. Seine Beine waren, von der Prothese abgesehen, ein knotiges Muskelgeflecht. Das lange Haar wurde von einem Stirnband zurückgehalten.

»Wie spät ist es?« fragte ich von der

Wiese.

»Halb sieben.« Er winkte und setzte sich in Bewegung. Ich rappelte mich mühsam auf und stolperte die Treppe hoch.

Der Nächste, den ich sah, war Kevin. Sein freundliches Gesicht mit dem grell geschminkten Mund hing über mir.

»Brüll nicht so, ich bin's doch nur. Früüühstück«, sang er melodisch und zog an meiner Decke. Ich krallte mich von der anderen Seite daran fest und zog sie zu mir. Ich wollte nicht nackt vor ihm liegen.

»Wie spät ist es?« krächzte ich. Meine Lippen fühlten sich an, als hätte sie jemand in der Nacht

zusammengekleistert.

»Zehn«, sagte Kevin. »Alle warter schon.«

Er blieb neben dem Bett stehen, neigte den Kopf und guckte mich an, als hätte er vor, das Zimmer nur mit mir gemeinsam zu verlassen. Ich zog mir die Decke bis unters Kinn.

»Geh raus.«

»Bitte schön.« Er stöckelte beleidigt davon.

Ich ließ den Kopf von der Bettkante hängen und sah auf den Boden, auf dem meine vom Tau noch nassen Klamotten lagen. Dann auf Marlons Bett. Darau war jetzt ein feuchtes Handtuch ausgebreitet. Die Tasche stand noch an ihrem Platz, aber der Reißverschluss

war aufgezogen.

Er war da gewesen, dachte ich zähneknirschend. Er hat geduscht und mich beim Schlafen angeschaut.

Quatsch, kann er ja gar nicht.

Mein Kopf war so schwer, dass ich am liebsten zurück ins Kissen gefallen wäre. Die Augen fühlten sich an, als hätte jemand einen halben Sandkasten reingestreut. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, wie meine Faust in Marlons Gesicht flog. Ich leckte mir die Lippen, jetzt schmeckten sie salzig.



Sie saßen in der Tat schon an dem gedeckten Frühstückstisch. Allesamt gut gelaunt wie noch nie zuvor. Der Guru erzählte einen Witz, von dem ich nur das Ende mitkriegte, an dem rein gar nichts komisch war. Die Kamera war nirgends zu sehen. Kevin stand am Herd und briet Spiegeleier. Es roch nach gerösteter Butter und verbranntem Holz.

Ich rückte die Sonnenbrille auf der Nase zurecht. Sie hatten alle die Plätze von gestern eingenommen. Janne trug ein weißes Kleid, ihre schwarzen, noch etwas feuchten Haare fielen auf die Schultern. Sie sah nicht auf, als ich reinkam. Sie war ja auch abgelenkt.

Marlon beugte sich zu ihr herunter und flüsterte ihr etwas ins Ohr, sie nickte und lächelte. Ich steckte die geballte Faust in die Hosentasche.

»Was ist denn mit dir passiert?« fragte der Guru fröhlich. »Schlecht geschlafen?«

»Super geschlafen.« Ich schenkte mir ein Glas Orangensaft ein.

»Ich habe einen iPod vorm Haus gefunden, wem gehört er?« Der Guru hob das kleine silbrige Teil in die Höhe.

»Marlon«, sagte ich, nachdem alle ratlos zum verdamnten Gerät aufgeschaut hatten.

»Wie kommt er dahin?« Der Guru legte den iPod vor Marlon auf den Tisch. Marlon steckte ihn wortlos ein.

Der Plan für heute war, zusammen in den Ort zu gehen. Der Guru sagte, dass er nicht dazu da sei, um Lebensmittel für sechs große Kerle – fünf große Kerle und eine Dame – ins Haus zu schleppen. Wir sollten vorher überlegen, was wir kochen wollten, dann würden wir es gemeinsam einkaufen und heimtragen. Wer wollte anfangen?

Es meldete sich nur Kevin.

Ich trank den Saft, der sauer in meinen krampfenden Magen tropfte, und musterte Janne und Marlon. Ich wollte wissen, ob sich ihre Gesichter seit gestern verändert hatten. Ob *sie* sich verändert hatten. Ich fraß sie mit den Augen. Fragte mich, ob der Streifen in Marlons Gesicht der Abdruck von

Jannes Kissen war. Überlegte, wieso der Guru dieses Sodom und Gomorrha erlaubte. Ob ihm überhaupt auffiel, was hier gerade lief. Ob Jannes Mutter es toll gefunden hätte zu erfahren, dass Janne hier so geschätzt wurde, dass sie sich den Gefährten für die Nacht ganz frei aussuchen konnte.

Ich war bereit, das ganze Arsenal an Waffen aufzufahren, nur um Marlon nicht neben Janne zu sehen. Es gab nichts Verbotenes: Ich hatte nichts dagegen, ihn zu verpetzen, zu denunzieren oder zu verletzen. Ich fühlte mich, als wäre ich gar nicht mehr ich, sondern der Rottweiler, der nur noch sabbern und beißen konnte.

»Hör auf zu fressen«, sagte ich zu

Friedrich, der das dritte weiße Brötchen mit Butter, Frischkäse und Marmelade bestrich.

»Fick dich ins Knie«, antwortete Friedrich. Vor Überraschung wusste ich gar nicht, was ich antworten sollte. Selbst Janne hörte für einen Moment auf, Marlon unter dem Tisch zu massieren, und richtete ihre mandelförmigen Scheinwerfer auf uns.

»Guten Morgen, Marek«, sagte sie, als hätte sie mich gerade erst entdeckt.

Guten Morgen, Rollstuhlschlampe, lag mir auf der Zunge. Und das war noch das Netteste, was mir für sie einfiel. Ich erkannte mich selbst kaum wieder. Seit dem Rottweiler hatte ich mich nicht mehr so angegriffen gefühlt.

Ich säbelte an einer Speckscheibe herum, einfach um irgendwas zu tun. Hunger hatte ich nicht mehr. Die anderen waren schon aufgestanden und hatten sich in alle Richtungen verteilt. Friedrich schleppte sich mit hängenden Schultern zum Spülbecken.

Marlon stand am Treppenabsatz, die Hand auf dem Geländer. Ich dachte daran, wie gern ich gestern das glatte Holz berührt hatte. Jetzt hatte er die Hand genau auf dieselbe Stelle gelegt. Ich wollte nie wieder, dass jemand etwas anfasste, das mir etwas bedeutete. Ich stand auf, ging die Treppe rauf auf Marlon zu und riss mir die Brille vom Gesicht, um ihn besser sehen zu können. Marlon drehte den Kopf zu mir, noch

bevor ich ihm auf die Schulter getippt hatte.

»Kann sie überhaupt was spüren?« fragte ich. »Da unten, mein ich?«

Hinter mir wurde es ganz still. Marlon drehte sich mit seinem ganzen Körper zu mir. Dann legte er mir die Hand auf die Schulter, fast umarmte er mich. Die andere Hand legte er mir kurz auf den Kopf. Ich begriff zu spät, dass er mich damit einfach in der Landschaft ortete. Sein Faustschlag traf genau in die Mitte meines Gesichts und riss mich von den Füßen. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel die Treppe herunter.



Es war ein bisschen wie damals und doch ganz anders. Wieder hatte ich kein Gesicht mehr und drückte meine Hand, die es nicht hatte schützen können, dagegen – nur dass diesmal kein Tier daran hing. Dort, wo früher mein Gesicht gewesen war, war ein rohes Schnitzel mit zertrampelter Oberfläche. Kein anständiger Mensch käme auf die Idee, gutes Fleisch derart zu verschandeln. Es tat weh, aber die Schmerzen fühlten sich anders an, als wären sie nicht Teil von mir. Mit Schmerzen hatte ich generell nicht mehr so viele Probleme. Ich konnte inzwischen direkt auf die Herdplatte

fassen und nicht merken, dass ich mir die Fingerkuppen verkohlte. Vielleicht hatte ich damals eine Überdosis Schmerzmittel abgekriegt, die für mein ganzes Leben reichte.

»Jetzt nimm deine Hände vom Gesicht«, hörte ich Richards Stimme. »Viel schlimmer kann es sowieso nicht mehr werden.«

Weil ich mich nicht rührte, zerrte irgendjemand an meinen Handgelenken. Ich trat mit dem Fuß und erwischte, wie ich zufrieden merkte, etwas Weiches und Nachgiebiges. Es ertönte ein Ächzen in mehreren Tonlagen.

Am liebsten hätte ich geschrien. Man hatte mir erzählt, dass ich damals auch geschrien hatte. Ich wollte es nicht so

genau wissen – ich hätte den hohen, unmenschlichen Ton, der bis heute in meinen Ohren nachklang, niemals mir selbst zugeordnet. Ich spürte ihre Blicke auf mir, auf meinen Handrücken, dem heilen wie dem verschandelten, auf dem, was meine Hände niemals wirklich verbergen konnten, genauso wenig wie die Sonnenbrille. Ich fühlte mich, als wäre ich nackter als nackt, als hätten sie mir auch die Haut abgezogen, um zu gucken, wie ich darunter aussah. Ich schlug mit beiden Ellbogen aus und erwischte jemanden ziemlich hart. Dann spürte ich eine feuchte, beißende Berührung an meiner Handkante und knurrte.

»Ich wisch dir nur das Blut ab«, sagte

Richard.

»Kannst du dich bewegen?« Seiner Stimme nach zu urteilen hatte der Guru bereits die Hosen gestrichen voll.

Die Frage interessierte mich auch. Mir tat nicht nur das Gesicht weh, sondern zusätzlich alles vom Hals abwärts. Auch dies war ein wesentlicher Unterschied zu damals. Zwar hatte mich der Rottweiler ebenfalls zu Fall gebracht, und ich hatte mir den Hinterkopf und den Arsch angeschlagen. Aber es hatte keine große Rolle mehr gespielt. Jetzt entdeckte ich zum ersten Mal, dass ich eine Wirbelsäule hatte, und war unsicher, ob ich sie weiter benutzen konnte. Auch meine Schulterblätter und Hüftknochen spürte

ich auf eine Art, die mir nicht gefiel.

»Keine Ahnung«, beantwortete ich die Frage des Gurus. Meine Stimme klang ganz fremd. Der Guru tat mir leid. Wenn ich nun auch noch querschnittsgelähmt war, würde er ganz schön Ärger bekommen.

»Hat das eigentlich jemand gefilmt?« fragte ich.

Der kalte Waschlappen klatschte wieder in mein Gesicht. Ich schob ihn beiseite, kämpfte gegen die Schwerkraft und setzte mich ächzend auf. Etwas fiel in meinen Schoß. Ich ertastete die Brille, setzte sie auf und öffnete die Augen.

Das Erste, was ich sah, war das Gesicht des Gurus. Darin nichts als hochprozentige, schamlose

Erleichterung: Als hätte ihm jemand einen Lottogewinn versprochen und dann wieder gestrichen und am Ende doch ausgezahlt. Offenbar war er der Meinung, wer sich von allein aufrichten konnte, war nicht wirklich schwer verletzt. Im Grunde dachte ich genauso. Richard griff ungefragt in mein Gesicht, um mir die Brille zurechtzurücken. Jetzt sah ich es auch: Ein Glas war zerbrochen.

Ich schaute durch die Risse im Glas in die Gegend. Janne war nicht in Sicht. Marlon stand etwas abseits. Alle anderen hockten um mich herum, und die Betroffenheit, gemischt mit einer Prise Sensationsgeilheit, wich langsam aus ihren Gesichtern. Der Guru sah jetzt aus,

als wäre er in einen Hundehaufen getreten.

»Was ist in euch gefahren?« brüllte er ohne jede Überleitung los, das Kinn zwischen mir und Marlon schwenkend. Offenbar machte er sich überhaupt keine Sorgen mehr um meine Knochen. »Seid ihr wahnsinnig geworden? Euch zu prügeln, und auch noch auf der Treppe? Ist euch der Verstand hinten rausgerutscht?«

»Alles meine Schuld«, sagte ich, bevor Marlon den Mund öffnen konnte. »Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Das garantiere ich. Ich ruf sofort deine Mutter an.« Der Guru versuchte aufzustehen. Er hatte zu lange in der Hocke gesessen, seine Beine waren

wohl eingeschlafen, und die gekünstelte Traurigkeit in seiner Stimme hatte einen verkrampften Unterton. »Das war's. Tut mir furchtbar leid für dich, Marek.«

Ich fuhr ebenfalls hoch und stellte bei der Gelegenheit fest, dass auch ich stehen konnte. Mein Schädel brummte zwar wieder mehr und die Knie wurden verräterisch weich, aber das war immer noch besser, als wie ein Bärenfell zu ihren Füßen zu liegen.

»Denk nicht einmal dran«, sagte ich.



Der Guru entschied sich

für Erpressung. Entweder ich ließ mich von einem Arzt untersuchen, oder er würde meine Mutter informieren, damit sie darüber entschied, ob ich bleiben durfte. Obwohl ich mir vor dem Sturz nichts sehnlicher gewünscht hatte, als endlich von hier wegzukommen, wehrte ich mich nun mit Händen und Füßen.

»Also Arzt«, fasste der Guru zusammen.

Der nächste war im Dorf. Seine Telefonnummer stand mit großen Buchstaben an jeder freien Wand in der Villa. Der Guru machte sich auf die Suche nach einem Fleck, an dem er ein bisschen Netz hatte, um den Bauern mit dem Anhänger als Krankentransport anzuheuern.

»Ich komme mit«, sagte Marlon plötzlich.

»Nein!« sagten der Guru und ich gleichzeitig, und dann dachte ich: Warum eigentlich nicht.

»Von mir aus«, korrigierte ich mich.

Der Guru war nicht so leicht zu überzeugen. Offenbar hatte niemand mitgekriegt, warum Marlon mich von den Füßen gehauen hatte. Aber alle schienen überzeugt, dass er einen sehr guten Grund gehabt haben musste. Keiner machte ihm einen Vorwurf, und niemand drohte, ihn nach Hause zu schicken.

»Ich kann auch mitkommen«, sagte Richard.

»Wirklich?« Die Erleichterung des

Gurus klang fast schon obszön. »Dann kann ich hier bei den anderen bleiben. Bevor sie sich auch noch zu Breihauen.« Und er drohte Janne, die gerade am Horizont auftauchte, als hätte sie mit alldem nichts zu tun, spielerisch mit dem Finger.

Bevor der Bauer kam, ging ich in unser Zimmer. Ich zog das T-Shirt mit den Blutflecken aus und weichte es in kaltem Wasser im Waschbecken ein. Ich drehte mich mit dem Rücken zum Spiegel und nahm die zerbrochene Brille ab, warf sie in den Papierkorb und holte eine neue aus meinem Koffer. Ich drückte mit den Fingerspitzen in meinem Gesicht herum. Einige Stellen waren geschwollen und

fühlten sich tauber an als andere. Wahrscheinlich waren hier blaue Flecken. Über dem rechten Augenlid musste eine Schramme sein, aus der mir das Blut ins Auge tropfte. Ich feuchtete ein Handtuch an und machte alles sauber, so gut es eben ging. Dann verrenkte ich mich beim Versuch, meine Wirbelsäule abzutasten.

Die Tür ging auf und fiel wieder zu. Ich drehte mich um. Marlon stand da, das Ohr in meine Richtung gedreht.

»Ich bin hier«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Woher?«

»Du schnaufst wie ein Nilpferd. Der Wasserhahn tropft, und gerade hast du ihn zuge dreht. Außerdem trittst du von

einem Fuß auf den anderen.«

Ich hörte sofort auf damit.

»Du bist so bescheuert«, sagte er.

»Was für eine originelle
Entschuldigung.«

»Du verdienst keine Entschuldigung.«

Marlon sprach langsam und gedehnt, als würde er etwas erzählen, was er selbst eigentlich nicht erwähnenswert fand. Aber wenn jemand so blöd war wie ich, dann musste er eben das Offensichtliche vorgekaut bekommen. »Mir war nicht ganz klar, dass du direkt an der Treppe standest und ich dich hätte umbringen können, aber ich schwöre, wenn ich es gewusst hätte, ich hätte es noch einmal genauso gemacht.«

»Wegen Janne ...«, begann ich.

»Nicht wegen Janne. Deinetwegen.
Weil du so bescheuert bist.«

Ich hätte ihm gern widersprochen.
Aber er war noch nicht fertig. Außerdem
hörten wir den Traktor in die Einfahrt
tuckern, und plötzlich hatten wir es
beide eilig rauszukommen und stießen in
der Tür zusammen.

Er entriss mir seinen Ellbogen, als ich
ihn stützen wollte, und lief mit der Hand
am Geländer einige Schritte vor mir die
Treppe hinunter.



Wir saßen schweigend im

Anhänger, der sich an Schafen und Kühen vorbei den asphaltierten Weg entlangschleppte. Zu Fuß wären wir schneller gewesen. Ich konnte das Gespräch mit Marlon nicht fortsetzen, weil Richard uns gegenüberhockte und eine Melodie pfiff. Was mir auf der Zunge lag, ging nur Marlon und mich etwas an.

Also sagte niemand etwas, und das war mir auch recht. Vorn im Traktor saß wieder der kleine Junge, neben ihm der zottelige Hund. Es ruckelte, und jedes Mal, wenn ich gegen die Seitenfläche des Anhängers stieß, fuhr es mir wie ein Blitz durch den ganzen Körper.

»Ich glaube, ich brauche wirklich keinen Arzt«, brach ich schließlich das

Schweigen.

»Einen Arschtritt brauchst du«, sagte Richard.

Der Traktor hielt nach gefühlten zwei Stunden vor der Praxis eines Allgemeinmediziners, die in einem Fachwerkhaus untergebracht war. Ich fühlte mich wie ein Cocktail. Ich versuchte, beim Aussteigen nichts von meinem Inhalt zu verschütten, lehnte aber Richards stützende Hand ab. Marlon sprang herunter und lächelte fies, als er mich aufstöhnen hörte.

»Nächstes Mal schmeiße ich *dich* die Treppe runter«, flüsterte ich.

Jetzt lachte er aus vollem Hals. Ich wollte ihn treten und hätte es auch locker tun können. Aber ich tat es nicht.

Im Wartezimmer saßen zwei alte Männer in schmutzigen Arbeitsoveralls, beide gestützt auf Gehstöcke. Es roch nach Kuhmist. Sie unterbrachen ihr Gespräch, als wir reinkamen, beäugten uns minutenlang und setzten es dann fort. Ich verstand kein Wort.

Der Arzt, ein ziemlich junger fülliger Mann, drückte auf den blauen Flecken herum, drehte meinen Kopf zwischen seinen Handflächen nach links und rechts und leuchtete mir mit einer kleinen Lampe in die Augen. Wegen meines Gesichts war er offenbar vorgewarnt gewesen. Richard hatte darauf bestanden, ins Sprechzimmer mitzukommen, er traute mir wohl gar

nicht mehr über den Weg. Der Arzt sagte, dass ich keine Brüche hätte, nur Prellungen und blaue Flecken und vielleicht eine leichte Gehirnerschütterung. Er könne mir aber gern die Wunde an der Augenbraue nähen, nicht aus medizinischen, sondern eher aus kosmetischen Gründen. Ich sah ihn misstrauisch an. Er zuckte nicht mit der Wimper.

»Geht schon«, sagte ich. »Sehr nett von Ihnen.«

Er ließ mich erst gehen, nachdem er mehrere Rezepte für kühlende, abschwellende und schmerzstillende Salben ausgefüllt hatte. Die nächste Apotheke war im Nachbardorf und der Bauerjunge mit dem Traktor schon

wieder weg. Ich warf die Rezepte in den Mülleimer an der verwaisten Bushaltestelle.

»Ich hab euch doch gleich gesagt, ich bin okay«, sagte ich zu Marlon und Richard.

»Hast du da drin überhaupt etwas, was man erschüttern könnte?« Richard deutete auf meinen Kopf. Ich hätte ihr antworten können, wusste sogar schon, was. Aber ich sagte nichts. Ich wunderte mich nur still darüber, warum hier alle plötzlich auf mir herumhackten. Selbst an Friedrich hatten sie weniger auszusetzen. Ich hatte zwar nicht vorgehabt, hier zum Everybody's Darling aufzusteigen, aber als asoziales Element, das man ständig kontrollieren

musste, stand ich nun zum ersten Mal da.

Zurück gingen wir zu Fuß. Es dauerte nicht halb so lang wie mit dem Traktor. Marlon war in unserer Mitte, schnalzte ab und zu mit der Zunge und stolperte nur einmal. Wieder sprachen wir nicht miteinander.



Die anderen hatten einen Stuhlkreis auf der Wiese aufgebaut, mit einem freien Platz für Jannes Rollstuhl. Der Guru schrieb eifrig auf einem Notizblock mit. Friedrich erzählte. Die Kamera war nirgends zu sehen.

Alles wie immer, dachte ich. Alles in Ordnung.

Meine Verletzungen seien nicht lebensbedrohlich, beantwortete Richard die Frage im Blick des Gurus und ging zum Geräteschuppen, um mehr Stühle zu holen. Der Guru wischte sich mit der Hand über die Stirn.

»Ihr seid aber früh zurück.« Wahrscheinlich hatte er sich darauf gefreut, sich den ganzen Nachmittag von uns erholen zu können.

»Du siehst ja furchtbar aus«, sagte Kevin zu mir und schirmte seine Augen mit der Hand ab. »Ich kann gar nicht hinsehen!«

Seltsamerweise war ich gerührt. Obwohl ich nur wenige Stunden weg

war, freute ich mich darüber, sie zu sehen. Sie freuten sich auch, dass ich noch lebte und ihnen die Woche nicht durch meinen leichtfertigen Tod versaut hatte. Wir waren eine große, glückliche Familie, in der schon mal ein Bruder den anderen verprügelte, es aber im Grunde liebevoll meinte.

Nur die Schwester saß mit abgewandtem Gesicht da und verdarb die Wiedersehensfreude.

Wir setzten uns in den Stuhlkreis, der für uns ausgeweitet wurde.

»Ich weiß nicht, wie es weitergehen wird«, fuhr Friedrich fort. »Am Ende kommt es bei meinem Krankheitsbild zum Tod durch multiples Organversagen, wie bei meinen zwei Onkeln

väterlicherseits.«

Marlon atmete laut und langsam aus.
Friedrich verstummte verunsichert.

»Aber du besuchst eine reguläre Schule?« fragte der Guru, dem wieder einfiel, dass er gerade eine Art Interview führte, das wir unterbrochen hatten.

»Ich versuche es«, sagte Friedrich.
»Immer, wenn ich gerade nicht krankgeschrieben bin oder stationär behandelt werde.«

»Ich habe ganz, ganz furchtbare Angst vor Krankenhäusern«, meldete sich Kevin. »Vor allem, wenn man die Tür von innen nicht mehr aufmachen kann.«

Ich drehte mich zu ihm, um nicht ständig in Jannes Schoß zu starren, auf

die Falten ihres Kleides. Seltsamerweise mochte ich Kevin auf eine Art, die ich selbst am ehesten mit Mitgefühl verwechselte. Kevin sah aus, als würde es nicht mehr lange mit ihm gut gehen. Als müsste irgendwas Furchtbares passieren. Und dann würde er mir verdammt leidtun. Denn eigentlich war er die netteste Tunte, die ich je getroffen hatte. Allerdings auch die einzige. In den letzten 436 Tagen hatte ich ja praktisch niemanden mehr getroffen.

»Und du, Janne«, sagte der Guru, »wovor hast du Angst?«

Ich war sicher, dass sie nicht antworten würde. Aber sie wandte sich ihm zu und sagte: »Vor dummen

Fragen.«

»Stelle ich sehr viele dumme Fragen?« fragte der Guru einsichtig.

»Geht so«, sagte Janne großzügig.
»Am schlimmsten sind die Fragen, die nicht ausgesprochen werden, aber groß auf der Stirn geschrieben stehen. Was ist mit dir passiert, Kleine? Wäre nicht alles leichter, wenn du wenigstens ein bisschen hässlicher wärest? Kann dich jemand lieben, so, wie du bist?«

Mein Herz schlug auf einmal so heftig, dass ich ein lautes Echo davon in meinem Hinterkopf hörte. Klop, klop, klop.

»Du bist total süß, natürlich lieben dich alle«, sagte Kevin.

Anstatt ihm mit ausgefahrenen Krallen

ins Gesicht zu springen, sah sie ihn dankbar an. Offenbar mochte auch sie ihn. Aber bei ihm war ich nicht so schrecklich eifersüchtig.

»Als ich kleiner war, ging ich in die Grundschule bei uns um die Ecke«, sagte sie. »Ich war das Integrationskind, und es stand eine extra Fachkraft für mich bereit. Und alle Kinder haben gedacht, dass ich mich nur verstelle. Dass ich in Wirklichkeit prima hopsen kann und nur zu faul bin, um selbst zu laufen.«

»Vielleicht hättest du ihnen nicht erzählen sollen, dass du eine verzauberte Prinzessin bist«, sagte Marlon.

Janne drehte sich zu ihm. Und ich dachte, dass das mit dem Schlag und dem Sturz völlig unnötig gewesen war.

Keiner von uns hatte die Nase vorn.
Janne hasste ihn nicht weniger als mich.

»Und was war dann?« fragte der Guru.

»Nach der fünften Klasse bin ich zu Hause geblieben und dann nur noch in die Schule gekommen, um die Arbeiten mitzuschreiben.«

»Geht das?« fragte Richard. »Ich meine, ist das nicht verboten? Wegen der Schulpflicht?«

»Ist es«, sagte Janne. »Aber in meinem Fall ging es.«

»Hast du auch ein Attest, dass du gestört bist?« fragte Kevin interessiert.

Janne lächelte ihn an. »Woher weißt du das?«

Der Guru legte seinen Stift beiseite

und lehnte sich vor. »Was hätte ich in eurem Alter für so ein Attest gegeben.«

Und plötzlich brach es aus allen heraus. Es war laut und seltsam; es war Lachen. Selbst Janne kicherte, und auf Marlons Gesicht sah ich den Anflug eines Lächelns. Ich war der Einzige, der nicht mitlachte. Ich war schockiert. Sie alberten miteinander herum wie gute Bekannte, die ihre gemeinsame Zeit genossen. Sie freuten sich über Belanglosigkeiten und darüber, dass ich mir den Hals nicht gebrochen hatte. Sie hatten vergessen, dass wir nur eine Truppe Krüppel und Geistesgestörte waren. Ich war der Einzige, der es noch wusste. Wieder schwante mir Böses.



Wir mussten noch einmal ins Dorf, weil von den am Vortag eingekauften Lebensmitteln nichts mehr übrig war. Offenbar hatten sich die anderen die Zeit ohne uns mit Essen vertrieben. Der Guru sagte, wir drei hätten ja auch dran denken können, nach dem Arztbesuch etwas mitzubringen. Wahrscheinlich hatte er schon vergessen, wie er vor lauter Sorge um mich – oder vielleicht eher um sich selbst – Claudia anrufen wollte, damit sie mich abholte. Ich fragte, woher wir

denn hätten wissen sollen, was gebraucht werde. Der Guru schüttelte den Kopf.

»Wie die Kleinkinder. Man muss alles zerkauen und in den Mund legen.«

Erstaunt über diese plötzlichen Erwartungen, sahen wir zu, wie er hektisch um den Grill herum lief, der vor dem Schuppen stand. Tagsüber war es sehr sonnig gewesen, jetzt war es schon deutlich kühler, und die Luft war klirrend klar. »Wir brauchen Grillkohle, Brot, Fleisch, Gemüse«, zählte der Guru auf und rieb den Grillrost mit einer Serviette blank. Dann fuhr er herum und schrie ohne Vorwarnung: »Was steht ihr hier noch rum?«

Kevin ging ins Haus, um sich vor der

Einkaufstour frisch zu machen. Ich versuchte zu begründen, warum mir persönlich einmal Dorf am Tag völlig ausreichte. Marlon war gerade nicht in Sicht. Und dann sagte Janne plötzlich, dass sie unbedingt mitwollte.

Wegen Janne konnten wir nicht die Abkürzung durch den Wald nehmen, sondern gingen den längeren, asphaltierten Weg. Ich schob den Rollstuhl mit ihrer stummen Zustimmung und ließ mir nicht anmerken, dass es mir dabei sturzbedingt im Kreuz zog und ins rechte Bein ausstrahlte. Manchmal hielt ich an und versuchte hüftschwingend den Schmerz loszuwerden. Ich hätte mich dabei auch ausziehen können, keiner

interessierte sich für mich. Janne plauderte mit Kevin über die richtige Technik für Smokey Eyes. Erst dachte ich, dass sie mit diesem Gespräch irgendjemanden parodierten, dann begriff ich, dass es ihnen sehr ernst war. Ich konnte nicht viel beitragen.

Als wir loszogen, hatte der Guru mit der Kamera auf der Treppe gestanden und unseren Abgang gefilmt, als wolle er uns daran erinnern, dass wir uns hier für irgendeinen höheren Zweck versammelt hatten.

Kevin erzählte, dass sein Freund Schauspieler war. Ich sah, wie sich Jannes Rücken sofort anspannte.

»Was spielt er?« Irgendwas in ihrer Stimme klang anders als vorher.

»Serien.«

»Und wie kommt er mit dir zurecht?«

Ich traute meinen Ohren nicht, dass sie das wirklich fragte. Es kam mir wie eine Mischung aus größter Taktlosigkeit und Dummheit vor. Schließlich fragte ich sie auch nicht: »Wie isses eigentlich so im Rollstuhl, Janne? Wie finden das die Jungs in der Nachbarschaft?«

Kevin war nicht beleidigt.

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Ich kann dir überhaupt nicht sagen, wie er das aushält.«

»Wahrscheinlich liebt er dich«, sagte Janne traurig.

»Keine Ahnung«, wiederholte Kevin breit lächelnd. »Er ist schon ein bisschen älter.«

Ich vertrieb mir die Zeit, indem ich auf Jannes Nacken herunterschaute. Ihr Haar war mit einer Spange hochgesteckt. Sie sah aus wie aus einem falschen Jahrhundert. Die Haut war zartrosa und unglaublich schutzlos. Ich hätte nie gedacht, dass man einen Mädchenhals eine Stunde betrachten konnte, ohne dass einem langweilig wurde. Im Gegenteil, eigentlich hatte ich keine Lust, je wieder etwas anderes zu tun. Eine schwarze Locke hatte sich aus dem Haarknoten gelöst, ich starrte sie an und hätte heulen können.



Im Dorf gönnte ich Janne die Erfahrung einer gewissen Prominenz. Offenbar hatte mein Besuch beim Arzt bereits die Runde gemacht. Jetzt waren mehr Menschen auf der Straße als heute Mittag, und alle glotzten sich die Augen aus dem Kopf. Man konnte schwer sagen, ob sie es meinetwegen taten oder wegen Janne. Oder wegen Kevin in seinen hochhackigen Schuhen, mit der rosa Kappe auf dem Kopf und einem Handtäschchen, das er am langen Riemen hin und her fliegen ließ. Höchstwahrscheinlich war es die Mischung.

Im kleinen Supermarkt stellten wir

fest, dass Jannes Rollstuhl nicht durch den Gang passte, weil er voller Kartons stand. Ich wollte schon den Nachbargang ansteuern, aber Kevin hielt mich zurück. Er legte seine Handtasche auf Jannes Schoß und begann, die Kisten aus dem Weg zu räumen. Er hob sie auf und warf sie in den benachbarten Gang, zu den Paletten mit den Senfgläsern.

»Ist schon gut«, flüsterte Janne, knallrot geworden. Auch der Nacken, das konnte ich von hinten sehen, war voller roter Flecken. Jetzt tat sie mir furchtbar leid, ich konnte ihr Gefühl der Peinlichkeit förmlich mit Händen greifen. Dann löste ich mich aus der Starre und begann, Kevin zu helfen. Einige der Kisten warf ich einfach hinter

Janne, davon ausgehend, dass wir den Gang für den Rückweg nicht mehr brauchen würden.

Ein kurzbeiniger Mann in der blauen Filial-Uniform eilte auf uns zu.

»Stellt alles sofort zurück«, rief er mit hoher Stimme, die bei mir in Verbindung mit seinem Schnurrbart eine kognitive Dissonanz auslöste. Selbst Kevin hatte eine tiefere Stimme, wenn er nicht gerade versuchte, künstlich piepsig zu sprechen.

»Wir kommen hier nicht durch.« Kevin reichte dem Mann eine der Kister und lächelte arglos mit seinem geschminkten Mund. »Wir sind, das sehen Sie sicher, mit dem Rollstuhl da.«

Der Mann nahm die Kiste, drückte sie

kurz an seine Brust und stellte sie verdattert wieder ab.

»Ihr könnt bei euch zu Hause randalieren«, sagte er, und seine unerträglich hohe Stimme machte mir Zahnschmerzen.

»Wir randalieren nicht.« Kevin blieb seiner Sanftmut treu. »Wir versuchen, uns Zutritt zu verschaffen.«

»Raus!« brüllte der Filialleiter plötzlich. Janne zuckte zusammen. Ich schob eine der Kisten mit dem Fuß beiseite, um am Rollstuhl vorbeizukommen und zu prüfen, ob sie nicht kurz vorm Heulen war. Zum ersten Mal geriet ich mit meiner ganzen Frontseite ins Blickfeld des Filialleiters. Offenbar hatte er mich bislang im

Vergleich zu den beiden anderen als unauffällig empfunden. Er stöhnte fast lautlos, wich zurück, stürzte über eine der umgestellten Kisten und fiel der Länge nach auf den Rücken. Mit dem Fuß stieß er gegen eine Dosenpalette. Und dann wurde es laut und ziemlich dreckig.



»ICH GLAUBE E
EINFACH NICHT!!!« Dass der Guru s
schreien konnte, hätte ich nie gedacht. Er
brüllte wie im Fußballstadion. Seine
Spucke flog in alle Richtungen, ich

duckte mich, damit sie mich nicht im Gesicht traf.

»Psst«, sagte Kevin friedlich. »Die Polizei hört mit.«

»DIE POLIZEI?«

Wir hatten die Station noch gar nicht verlassen, aber dem Guru waren schon die Sicherungen durchgebrannt. Ich fand, dass er übertrieb. Besser gesagt, ich konnte schon verstehen, dass bei ihm die Nerven blank lagen nach diesem ersten Tag. Aber ich war mir keiner Schuld bewusst, und Kevin und Janne ging es genauso. Wir versuchten es zu erklären, aber er wollte nichts hören.

»Hol die Kamera raus«, sagte Janne, als der Guru zu brüllen aufhörte.

»WAS?!« Er verlor für einen Moment

den Faden.

»Die Kamera. Du musst das filmen. Wie wir verhaftet wurden. Zu Unrecht, einfach weil wir behindert sind. Das ist toller Stoff, wirklich.«

»Nicht verhaftet, sondern festgenommen«, korrigierte ich sie.

Der Guru blinzelte.

»Eure Mütter tun mir leid.« Er holte aber die Kamera aus der blauen Tasche, die er über der Schulter hängen hatte.

»Film uns, wie wir hier rausgehen«, sagte Janne.

Kevin klaubte sein Täschchen vom Boden auf und erhob sich. Ich stellte mich hinter den Rollstuhl. Der Guru hielt die Kamera hoch. In diesem Moment öffnete sich eine Seitentür, und ein

Polizist fragte nach der Drehgenehmigung, brüllte, dass wir schon genug Ärger verursacht hätten, und warf uns raus.

»Kommen wir jetzt vor Gericht?« fragte Kevin und kratzte sich an der Nase. Nachdem wir die Polizeistation verlassen hatten, wollte der Guru allein in den Supermarkt gehen, dessen Filialleiter uns wegen Hausfriedensbruchs angezeigt und die Polizei geholt hatte. Wir mussten draußen warten, was uns nicht viel ausmachte.

»Ich glaube nicht, dass wir vor Gericht kommen«, sagte ich. »Das Verfahren, wenn sie überhaupt eines

einleiten, wird bestimmt schnell wieder eingestellt. Keine Supermarkt-Kette kann sich heutzutage Behindertenfeindlichkeit solchen Ausmaßes leisten.«

»Hoffen wir es mal«, unkte der Guru.

»Eigentlich verbietet es der Stolz, hier überhaupt einzukaufen«, bemerkte Kevin.

»Wenn es in diesem Kaff noch einen anderen Laden gäbe«, schnappte der Guru zurück und stürmte in den Supermarkt. Ich vermutete, dass er nicht nur wegen der Polizei sauer war, sondern weil seine Grillpläne zu scheitern drohten. Dafür konnten wir wirklich nichts. Im Dorf gab es einen Metzger, aber der hatte ab mittags geschlossen. Die Kühltheke des

Supermarkts hatte nur zwei Packungen dünne Schweinswürstchen zu bieten. Der Anblick dieser Würstchen schien dem Guru den Rest zu geben. Wir konnten ihn durch die Glasfront zwischen den Regalen sehen, und ich befürchtete, dass auch er in Tränen ausbrechen würde. Schließlich ignorierte Kevin das Verbot, ging in den Laden, und wenig später kamen sie beide heraus, beladen mit schweren Einkaufstüten.

Außer zehn mickrigen Würstchen grillten wir Paprika und Maiskolben, eingewickelt in Alufolie, gebuttert und gesalzen. Es war alles Kevins Idee gewesen, auch der Linsensalat und das Taboulé. Es schmeckte sensationell, und

Kevin freute sich über die Komplimente, bis ich ihn fragte, ob er wirklich gern kochte oder einfach auf Bilderbuchtunte machte. Keine Ahnung, warum er gleich so beleidigt war.



»Wenn noch etwas passiert, brechen wir es ab«, lallte der Guru. In den Plastiktüten waren fünf Flaschen Rotwein gewesen. Kevin hatte jedem von uns ein wenig eingeschenkt, aber jetzt waren alle Flaschen leer. »Wenn noch irgendjemand die Treppe runterfällt oder sich prügelt, oder ich

auch nur den leisesten Verdacht bekomme, dass ihr nachts nicht in euren eigenen Zimmern seid, oder ihr randaliert wieder und ich muss euch bei der Polizei rausschlagen, dann packt ihr alle sofort eure Koffer!« Er versuchte, mit der Faust auf den Holztisch zu hauen, verfehlte ihn knapp und verlor das Gleichgewicht. Marlon, der neben ihr saß, fing ihn auf.

»Ich komme in die Hölle, wenn euch was passiert«, weinte der Guru, nachdem er sich aus Marlons Griff befreit und unter die Bank gelegt hatte, um, wie er sagte, die Erde zu spüren. »So viele Kinder, und ich konnte nicht für sie da sein, und ihr seid keine Kinder mehr, und ihr habt von nichts eine

Ahnung. Ihr seid doch schon verkrüppelt, da fehlt nicht mehr viel. Ein Windhauch, und ihr seid ganz kaputt. Wahrscheinlich ist das alles meine Schuld.«

Kevin, der auch schon mehr als ein Glas gehoben hatte, brach ebenfalls in Tränen aus. Er rutschte auf den Boden und legte Janne seinen Kopf auf den Schoß. Janne streichelte sein Haar. Ich versuchte, im Dunklen nicht auf den Guru zu treten, und schaute fragend zu Marlon rüber. Ich gab die Hoffnung nicht auf, dass er meinen Blick doch noch irgendwann erwidern würde.

Richard sammelte die runtergefallenen Pappteller von der Wiese auf und stapelte sie auf dem

Tisch. Aus der Dunkelheit tauchten vier magere Katzen auf. Sie saßen nebeneinander am Rand der Wiese, richteten ihre leuchtenden Augen auf uns und miauten. Janne fischte einen Käsewürfel aus dem Salat und warf ihn ihnen zu. Sie stürzten sich alle gleichzeitig darauf, ein wildes fauchendes Knäuel.

»Ich glaube, ich muss ins Bett«, murmelte Friedrich, den Kopf auf die gekreuzten Arme gelegt.

Es war kalt geworden. Janne fuhr mit den Handflächen fröstelnd über ihre nackten Oberarme. Marlon stand auf und ging über die Wiese, bis er in der Dunkelheit verschwand. Richard sah ihm hinterher.

»Für ihn macht es keinen Unterschied«, sagte ich, »ob es Tag oder Nacht ist.«

Ich stand auf und stellte mich hinter Janne. Diesmal legte ich die Hände nicht auf die Griffe, sondern auf ihre Schultern. Dass ich sie schon einmal berührt, sogar geküsst hatte, schien eine Ewigkeit her zu sein.

Janne warf den Kopf zurück. Ich beugte mich über sie und berührte ihre Stirn mit meinen Lippen. In der Dämmerung waren ihre Augen abgründig dunkel, und sie sah aus wie ein ganz anderes, fremdes Mädchen. Sie protestierte nicht, als ich sie erst auf die Nasenspitze küsste und dann bei ihren Lippen ankam. Sie schmeckten nach dem

Salatessig, ich fuhr mit der Zungenspitze drüber.

Dann richtete ich mich auf und stellte fest, dass Richard ein Gesicht machte, als hätte er Zahnschmerzen. Ich wusste nicht, warum ich mich gegenüber Richard für irgendetwas rechtfertigen müsste, und beugte mich wieder über Jannes zurückgeworfenes Gesicht. Ihre Lippen öffneten sich.

»Schade«, sagte sie.

»Was ist schade?«

»Dass die Kamera nicht läuft.«

»Sei nicht so kamerageil.« Ich küsste sie wieder. Aber sie tat mir plötzlich leid, also versuchte ich es mit mehr Einfühlungsvermögen. »Wahrscheinlich würde man jetzt sowieso nichts

erkennen.«

Marlon war aus der Dunkelheit aufgetaucht. Fast hätte ich gebrüllt, so lautlos hatte er sich genähert. Und aus einer ganz anderen Richtung als der, in die er ursprünglich verschwunden war.

Fass sie nicht an, dachte ich, und meine Finger umklammerten Jannes Schulter so fest, dass ich ihr wahrscheinlich wehtat, aber sie gab keinen Laut von sich. Jetzt war *ich* hier.

Janne hielt den Atem an. Marlon wandte sich ab und ging auf den erkaltenden Grill zu.

»Richard?« rief er leise.

»Hier.«

»Kann ich was helfen? Aufräumen und so?«

Richard überlegte kurz. Meine Hand rutschte von Jannes Schulter.

»Nicht viel. Auf der Wiese liegt ein bisschen Müll, könntest du?«

»Klar«, sagte Marlon.

»Ginge auch morgen.«

»Spielt keine Rolle.«

»Eben.«

Marlon lief mit langsamen Schritten um den Tisch herum – ich zog Jannes Rollstuhl aus dem Weg –, trat auf ein Stück Alufolie, hob es auf und warf es auf den Tisch. Ich konnte noch eine Plastiktüte und einen Pappteller sehen, sagte aber nichts. Ich fühlte mich auf einmal schuldig und weigerte mich zu begreifen, wieso.

Marlon wandte sich abrupt um und

ging langsam, die Erde vor jedem Schritt mit der Fußspitze abtastend, in Richtung des Hauses.

»Was ist eigentlich mit denen da?«
Ich deutete auf den Guru und dann auf Kevin.

»Die können hier nicht bleiben. Ist nachts zu kalt«, sagte Richard.

»Schwer sind sie aber garantiert auch«, sagte ich.

Richard hatte im Schuppen zwei Lieger gefunden. Wir hievten erst den Guru, dann Kevin auf die Liegen und schoben sie unters Dach. Ich holte zwei Decker aus dem Haus, und Richard breitete sie über den beiden aus. Der Guru hatte ein Gesicht, als würde er im Schlaf mit

jemandem kämpfen. Manchmal formte sein Mund stumme Worte, und seine Hände zuckten, zu Fäusten geballt. Kevin lag ganz ruhig da und lächelte. In seinen Augenwinkeln glitzerten immer noch Tränen. Jetzt sah er einem Mädchen ziemlich ähnlich.

»Engelchen«, sagte Janne, die neben mir war und auf Kevin herunterschaute.

»Wer? Diese Tunte?«

»Ja.«

Richard rüttelte Friedrich an der Schulter. Friedrich schreckte hoch, rappelte sich auf und wanderte in Richtung des Hauses. Sein unförmiger Körper bewegte sich Richard hinterher, langsam schlurfend wie eine gigantische Schnecke.

Und dann waren Janne und ich allein.



Sie saß neben dem Grill und hielt ihre Finger fröstelnd über die Kohlen. Ich schob ein paar Teller auf dem Tisch zusammen. Ich war merkwürdig ruhig, und meine Hände zitterten nicht.

»Janne«, murmelte ich. »Sag mir, was ich für dich tun kann, Janne?«

Sie hielt die Hände immer tiefer über die Kohle, bis sie sie richtig darin vergrub.

»Verbrenn dich nicht.«

»Ist nicht mehr heiß«, antwortete Janne dumpf.

Ich ging zu ihr, hockte mich vor sie und zog ihren Arm zu mir. Küsste ihre schmutzige Hand und legte sie an meine Wange. Ihre Augen waren so dunkel, dass ich sie nicht wiedererkannte.

»Ich liebe dich.«

»Quatsch.« Janne versuchte ihre Hand wegzuziehen, aber ich ließ sie nicht.

»Nein, ehrlich. Vom ersten Moment an. Was soll ich tun, damit du es glaubst?«

»Hör auf«, sagte sie.

Ich nahm ihre andere Hand, pustete die Asche weg und drückte sie ebenfalls an meine Lippen.

»Sei nicht so ätzend. Alle lieben dich

doch. Du musst dich gar nicht so aufführen.«

»Hast du eine Ahnung.« Plötzlich brach sie in Tränen aus.

Ich hatte damit nicht gerechnet. Nicht gedacht, dass sie überhaupt vor mir weinen könnte. Und dass die Tränen so groß sein würden und im Mondlicht glitzerten, wenn sie über Jannes Wangen rollten.

»Du siehst so schön aus, wenn du weinst«, sagte ich.

Sie riss sich los, streckte sich und schlug mir ins Gesicht. Mit der flachen Hand auf die Wange, eine verrutschte, schwache Ohrfeige, die ein anzügliches Geräusch machte. Es tat nicht einmal weh. Dabei war es heute schon der

zweite Schlag in mein leidgeprüftes Gesicht. Für einen Moment war ich überrascht, dann näherte ich mich dem Rollstuhl von der anderen Seite.

»Ich halte dir auch die andere hin«, sagte ich lächelnd.

»Du bist ein Schwachkopf. Hast du nicht kapiert, was du gesagt hast?«

»Du siehst so schön aus, wenn du weinst.«

»Eben.«

Jetzt heulte sie richtig. Es waren nicht mehr einzelne Tränen, sondern ganze Sturzbäche, die nasse Spuren in ihrem Gesicht hinterließen. Sie schniefte. Schön machte es sie nicht mehr. Die Augen schwollen an und verengten sich zu Schlitzern. Die Nase war

wahrscheinlich ganz schön rot, das konnte man im Dunkeln nicht so gut erkennen. Sie schluchzte wie eine alte Frau auf einer Beerdigung, und ihre Schultern zitterten.

Ich schlang meine Arme um sie. Die Tränen schmeckten salzig, wie auch sonst.

»Nicht weinen«, sagte ich. »Schau, du hast doch gar keinen Grund. Und am schönsten bist du, wenn du lächelst. Hör auf zu weinen. Du wirst deinen Film haben, dein Gesicht wird von den Plakaten herunterlächeln, alle werden dich kennen, und du wirst Autogramme verteilen.«

Sie schüttelte den Kopf. Ich schob sie zum Haus, dann die Rampe hoch. Sie

zeigte mit der Hand, dass sie sofort in ihr Zimmer wollte. Vielleicht hatte sie Angst, gesehen zu werden, weil sie gerade mal nicht so schön war wie sonst. Vor mir wandte sie sich auch die ganze Zeit ab.

»Hör auf mit dem Quatsch«, sagte ich.
»Das ist einfach lächerlich.«

»Dann nimm du deine Brille ab.«

»Du weißt nicht, was du da sagst.«

»Natürlich weiß ich das. Jetzt nimm sie ab, sie ist bescheuert.«

»Scher dich zum Teufel, Janne«, sagte ich.

Sie fuhr als Erste ins Zimmer; ich folgte, schloss die Tür und setzte mich aufs Bett.

Sie rollte zum Schrank und holte ein

strahlend weißes Wolltuch heraus, das sie fröstelnd um ihre Schultern schlang. Rollte dann zum Spiegel und nahm die Haarbürste. Ich schaute ihr zu. Es gab wenig Schöneres, als einem Mädchen beim Haarekämmen zuzusehen. Am schönsten war es natürlich, wenn es das eigene Mädchen war.

»Willst du mich heiraten, Janne?« fragte ich. »Gleich oder wenn wir etwas älter sind – das ist mir ganz egal.«

Sie lachte. Das Gleiten der Bürste durch ihr schweres, glänzendes Haar hypnotisierte mich. Ich musste gähnen, dass meine Kiefergelenke knackten. Ich schnürte die Turnschuhe auf, streifte sie ab, streckte mich auf dem Bett aus und vergrub die Nase im Kissen.



Ich wachte davon auf, dass mir jemand mit der Taschenlampe ins Gesicht leuchtete. Ich versuchte sie mit der Hand wegzuschieben. Es war aber gar keine Taschenlampe, sondern ein Sonnenstrahl, also musste ich vor ihm wegrücken. Er kitzelte meine Nase, ich fuhr mit der Hand darüber und hatte plötzlich eine schwarze Haarsträhne zwischen den Fingern.

Alles fiel mir sofort wieder ein, und ich setzte mich auf.

Janne schlief neben mir. Wir hatten

uns eine Decke geteilt. Sie lag darunter und ich darauf. Sie trug ein langes Nachthemd mit Spitzenbesatz. An jeder anderen hätte es absolut lächerlich ausgesehen. Jannes Haare waren zu einem Zopf zusammengebunden. An einer Schulter war das Nachthemd heruntergerutscht.

Es war hell, viel zu hell. Zu Hause hatte ich immer die Rollläden unten. Ich wollte meine Sonnenbrille zurechtrücken, aber meine Hand griff ins Leere.

Ich musste nicht lange suchen. Sie lag auf der Kommode. Ziemlich genau neben der Bürste.

Verdammte Scheiße, dachte ich.

Ich stieg vorsichtig über die

gleichmäßig atmende Janne, lief auf Zehenspitzen durchs Zimmer und setzte das Ding auf die Nase. Drehte mich noch mal um. Janne sah unvorstellbar schön aus. Und ich hatte die Nacht in ihrem Bett verbracht und alles einfach verschlafen.

Es war ein wunderschöner Morgen. Friedrich, bis zu den Ellbogen mit Schaum bedeckt, scheuerte auf der Wiese das Gitterrost. Kevin schnarchte leise auf der Liege. Der Guru war nicht da.

»Abgehauen?« fragte ich Friedrich und deutete auf die leere Liege.

»Unter der Dusche.« Friedrich wischte sich mit dem Unterarm übers

Gesicht. Jetzt hing der Schaum in seiner Augenbrauen.

Die Wiese sah aus wie nach einer Orgie. Die leeren Rotweinflaschen lagen unter dem Tisch. Pappteller und Stücke abgerissener Alufolie flatterten im Wind. Auf dem Tisch saß eine kleine getigerte Katze und leckte die Salatschüssel aus.

Ich kehrte ins Haus zurück und suchte in den Küchenschränken nach einer Mülltüte. Konnte keine finden und nahm stattdessen eine Einkaufstüte. Stieß dann mit dem Guru zusammen, der ein zerknautschtes Gesicht hatte und viel zu stark nach Rasierwasser roch.

»Jawohl, ich schäme mich«, sagte er.
»Ich kann nicht begreifen, wie das

passieren konnte.«

Ich zuckte mit den Schultern. Sollte er doch ein schlechtes Gewissen haben, das hatte noch niemandem geschadet.

»Ist noch jemand verletzt?«

Ich musste lachen. Dann ging ich mit meiner Tüte aus dem Haus und begann, den Müll einzusammeln.



Gegen Mittag wollten wir zusammen im Garten frühstücken. Eine Stunde vorher klopfte ich immer wieder an Jannes Tür.

»Kann grad nicht«, schrie sie jedes

Mal, und es klang fröhlich, und ich fragte mich, woher sie wusste, dass ich es war, der da gerade klopfte. Oder ob sie mit jemand anderem rechnete. Oder ob es ihr egal war. Jedes Mal, wenn ich daran dachte, dass sie mir die Brille abgenommen hatte, lief es mir eiskalt den Rücken herunter.

Kevin stand in unserem Zimmer, klagte über Migräne und versuchte, bei Marlon eine Kopfschmerztablette zu schnorren. Marlon behauptete, keine zu haben.

»Kann nicht sein«, quengelte Kevin und zupfte Marlon am T-Shirt. »Ich sehe es dir an, dass du was hast. Du musst noch mal nachschauen.«

Ich beobachtete das Schauspiel, hin-

und hergerissen zwischen dem Wunsch, Marlon aus dem Weg zu gehen, und dem Bedürfnis, mit ihm zu reden. Ich fühlte mich wie ein Schwein, aber wie ein glückliches Schwein.

Deswegen wartete ich auf meinem Bett, bis Marlon Kevin abgeschüttelt hatte. Irgendwann begann Kevin zu weinen. Ich konnte es nicht mitansehen, sprang auf und wühlte im Koffer nach meinen Pillen. Drückte eine aus der Blisterpackung und hielt sie Kevin hin.

»Die ist gegen alles«, sagte ich. »Ich hab dich gewarnt.«

»Du bist mein Retter.« Kevin presste theatralisch die Hand, in der er die Tablette umschlossen hielt, an die Stirn, die andere ans Herz. Dann warf er

Marlon und, weil der nicht reagierte, auch mir eine Kusshand zu und stöckelte aus dem Zimmer.

»Marlon«, sagte ich, als wir endlich allein waren. »Ich muss mit dir reden.«

Er stand leicht von mir abgewandt, die Hände in den Taschen, und wiegte sich hin und her. Irgendwie erinnerte er mich an einen Tiger hinter Gittern.

»Marlon«, sagte ich. »Ich weiß echt nicht, wie ich es dir sagen soll. Das Problem ist, du siehst wirklich perfekt aus, obwohl du es selber gar nicht beurteilen kannst, und ich bin hässlich wie die Nacht und werde es bleiben. Du kannst einfach nicht wissen, was das bedeutet. Außerdem bist du cool, und ich

habe es wohl für immer verlernt, den richtigen Ton zu treffen.«

»Dein Telefon hat die ganze Nacht geklingelt«, unterbrach er mich.

Mein Handy. Ich fuhr hoch. Ich hatte noch kein einziges Mal daraufgeschaut. Ich hatte auch vergessen, Claudia eine Nachricht zu schicken, dass ich heil angekommen war. Wahrscheinlich war sie jetzt wahnsinnig vor Sorge. Sie hatte vielleicht auch die Nummer des Gurus nicht. Sie wusste nicht einmal genau, wo wir waren.

Ich warf den Stuhl um, suchte das Telefon in meinem Koffer, im Schrank, entdeckte es schließlich in der Jackentasche. Ich fand elf Anrufe vor, alle von Claudia. Sie hatte gestern

Abend angefangen, meine Nummer zu wählen, und erst im Morgengrauen damit aufgehört. Bevor ich die Nachrichten abhören konnte, las ich die einzige neue SMS. Sie kam von einer Nummer, die ich nicht kannte, und lautete: »Marek unser Papa ist tod bitte kom schnell. Ferdi«.



Zuerst hielt ich es für einen Scherz. Jemand wollte mich reinlegen. Ein Betrüger hatte die SMS geschickt, damit ich für mehrere Hundert Euro eine Nummer zurückrief, die ins

Ausland weitergeleitet wurde. Wenn diese fünf Buchstaben nicht gewesen wären. Ferdi. Ferdi, das war der kleine Sohn meines Vaters und meines ehemaligen Au-pair-Mädchens. Mein Halbbruder, den ich nie gesehen hatte. Der vor sechs Jahren das Baby auf der Fotos gewesen war. Eigentlich Ferdinand, und Claudia hatte damals geseufzt: »Wie kann man das einem Kind antun?«

Plötzlich knickten mir die Knie ein, und ich hatte Angst, Claudias Nachrichten abzuhören. Sie hatte mir keine SMS geschickt, sie wollte es mir sicher persönlich sagen. Ich wollte es aber nicht persönlich hören. Ich wollte das Handy unters Kissen stecken, das

Zimmer abschließen und frühstücken gehen. Ich wollte nichts damit zu tun haben.

Marlon kam näher. Sollten alle behaupten, dass er blind war, ich glaubte es ihm nicht mehr. Er fragte: »Was ist?«, und ich hielt ihm das Handy mit der geöffneten SMS unter die Nase. Er rührte sich nicht.

»Ich habe eine Nachricht bekommen.«
Dann las ich sie ihm vor.

»Was ist Ferdi?« fragte Marlon.

»Der Sohn von meinem früheren Au-pair und meinem Vater.«

»Dein Bruder also.«

Ich schwieg.

»Und ist das dieser Vater, der tot ist?«

Ich sagte wieder nichts.

»Hat er einen besonders schrägen Humor, dieser Bruder?«

»Er ist noch klein«, sagte ich. »Sechs oder so.«

»Dann musst du wohl los«, sagte Marlon. »Zur Beerdigung.«

Ich wusste überhaupt nicht, was jetzt zu tun war. Was ich machen oder sagen sollte. Ich fühlte mich wie ein Erstklässler, der sich plötzlich ins Lehrerzimmer verirrt hatte. Ich fragte mich, ob ich überhaupt zur Beerdigung meines Vaters gehen musste, wenn wir doch zuletzt gar keinen Kontakt mehr hatten.

Aber mein Vater war zu mir ins

Krankenhaus gekommen, also musste ich jetzt wohl auch zu seiner Beerdigung.

Ich fragte zur Sicherheit Marlon nach seiner Meinung.

»Spinn nicht rum«, sagte er.

Ich las noch mal die SMS durch. Sie war immer noch dieselbe. *Marek unser Papa ist tod bitte kom schnell. Ferdi.* Kein Buchstabe weniger.

»Wer hat die ganze Zeit versucht, dich zu erreichen?« fragte Marlon.

»Meine Mutter.«

»Ruf sie zurück.«

»Ich hab Angst.«

»Mach. Sonst wird es noch schlimmer.«

Ich nickte und wählte Claudias Nummer. Und sobald ihre Stimme im

Hörer war, wusste ich, dass es keine Hoffnung gab, dass ich irgendetwas missverstanden hatte.



»Ein kleiner Bruder, wie niedlich«, sagte Kevin. »Hast du ein Foto?«

Richard sah ihn an und schüttelte den Kopf. Der Guru hielt seinen Schädel mit beiden Händen zusammen und sah immer noch nicht wirklich gut aus. Ich umklammerte mein Handy, als würde, sobald ich es losließ, noch jemand sterben.

Claudia hatte in den Hörer geweint. Ich hatte mich eigentlich schon daran gewöhnt, dass sie überhaupt nicht mehr weinte. Ich war bereit, so ziemlich alles dafür zu geben, dass es so blieb. Und nun das.

Ehrlich gesagt verstand ich nicht, warum sie überhaupt weinte. Warum sie »Ausgerechnet jetzt« schluchzte, als ob es heute viel schlimmer war als vorgestern oder übermorgen. Er hatte sie verlassen, und sie war längst ohne ihn glücklich. Sie hatten keinen Kontakt gehabt, zumindest ging ich fest davon aus. Sie hatte, da musste ich großzügig sein, immerhin ihren Dirk.

»Ach, Marek«, sagte sie, nachdem ich sie danach gefragt hatte. »Du hast

wirklich keine Ahnung.«

Ich saß am Frühstückstisch, und alle sahen mich an. Höchst betroffen und mitfühlend, und am liebsten hätte ich sie angebrüllt, dass sie jetzt bitte wieder normal gucken sollten.

»Er hat uns verlassen, als ich ganz klein war!« redete ich auf sie ein, damit dieser Ausdruck aus ihren Gesichtern verschwand. »Er hat zuletzt nicht mal mehr zu meinem Geburtstag angerufen, nur irgendwas geschickt. Es ist mir scheißegal, versteht ihr?« Keine Ahnung, warum meine Stimme sich überschlug.

Das Komische war, dass ich Janne überhaupt nicht mehr ansah. Ich guckte nur auf Marlon. Schon als ich mit dem Telefon in der Hand an den Tisch

gekommen war, hatte mein Herz bei ihrem Anblick nicht den üblichen Sprung gemacht. Ein hübsches Mädchen in Rollstuhl. *Marek unser Papa ist tod.* Jetzt schaute sie mich mit dem gleichen betroffenen Blick an wie alle anderen. Ich war wieder auf der anderen Seite der Glasscheibe.

Ich stand auf und lief über die Wiese zum Waldrand. Dort versuchte ich zu telefonieren, aber die Verbindung brach ab. Ich wählte immer wieder die Nummer, von der die SMS gekommen war, es tutete, und dann war jedes Mal totale Stille im Hörer. Dann kam ich auf die Idee, den Ort zu wechseln. Kaum hatte ich wieder Empfang, klingelte das Telefon. Es war Claudia.

Ich war erleichtert, dass ihre Stimme diesmal halbwegs wiedererkennbar klang.

»Die Beerdigung ist in vier Tagen«, sagte Claudia. »Ich fürchte, ich kann dich vorher nicht abholen. Ich muss jetzt Tamara helfen, sie ist völlig durch den Wind. Du kommst mit dem Zug. Schaffst du das? Oder soll ich Dir vorbeischicken?«

»Muss ich wirklich?« fragte ich.

»Marek, ich bitte dich. Ich weiß, es ist hart. Ich weiß, du bist mit ... neuen Freunden unterwegs. Aber solche Dinge passieren nun mal, wenn sie passieren. Er ist ... immerhin dein Vater.«

»Ich hatte schon seit Ewigkeiten keinen richtigen Vater«, sagte ich.

»Wenn du nur wüsstest«, sagte Claudia.



Ich saß auf meinem Koffer unter der Anzeigetafel, auf der rein gar nichts stand. Der Zug zurück nach Berlin sollte in einer halben Stunde gehen. Sie hatten mich alle zum Bahnhof bringen wollen, aber ich hatte abgelehnt. Ich hatte gesagt, dass ich allein sein wollte, das schien ihnen einzuleuchten. Ich wollte auch den Bauern mit seinem Traktor nicht haben. Ich hatte meinen Koffer eigenhändig den asphaltierten

Umweg entlanggeschoben, und meine Gedanken hatten im Takt der Räder gerattert.

Sie hatten mich vorher umringt, um mich zu verabschieden, und ich hatte mich rasch auf den Weg gemacht und nicht noch einmal umgedreht. Ich hatte einen Kloß im Hals und konnte nicht sagen, ob es wegen meines Vaters oder wegen Janne oder genereller Rottweiler-Weltschmerz war. Ich hatte das Gefühl, schon mehrere Wochen hier verbracht zu haben, nicht bloß zwei Nächte, von denen die eine furchtbar war und die andere vielleicht die schönste meines Lebens gewesen wäre, wenn ich sie nicht verschlafen hätte. Ich stellte mir vor, wie ich in Berlin wieder zu einem

Gruppentreffen ginge, und lachte mich kaputt.

Es krächzte aus dem Lautsprecher, wenig später fuhr die Regionalbahn ein. Ich hievte meinen Koffer hoch. Der Zug war fast leer, und niemand guckte mich an. Ich betastete mein Gesicht, fuhr mit dem Zeigefinger auch unter die Brille, als könnte sich in den letzten Tagen etwas verändert haben. Alles war wie immer. Hätte mein Vater mich noch gesehen, hätte es ihm garantiert ein paar Nächte den Schlaf geraubt. So hatte er zumindest in dieser Hinsicht Glück gehabt.

Claudia hatte mir die Adresse per SMS auf mein Handy geschickt und mit

Erläuterungen versehen. Mein Vater hatte in einem Dorf namens Einhausen bei Frankfurt gewohnt, im selben Ort, in dem ich – und er – geboren waren. Nachdem er sein Herz für unser Au-pair-Mädchen entdeckt hatte, ging Claudia mit mir nach Berlin zurück. Mein Vater war ein waschechter Hesse und hatte seine Kanzlei dort, wo seine Familie seit Generationen lebte.

Ich musste in Berlin, Hannover und Frankfurt umsteigen. Die Fahrt zog sich endlos. Das Telefon klebte in meiner Hand. Claudia schickte immer wieder Nachrichten, wo ich gerade sei und wie ich mich fühle. Ich fühlte mich gar nicht.

Ich hatte keine Telefonnummer von Janne dabei. Nicht einmal die vom Guru

und auch von niemandem sonst. Vielleicht hatte ich die Liste mit allen Daten irgendwo im Koffer, aber wahrscheinlich nicht. Janne blieb in Marenitz, jetzt hatte Marlon sie für sich, und seltsamerweise machte es mich gerade einmal nicht rasend.

Komischerweise vermisste ich Marlon fast ein bisschen mehr.

Eine ältere Frau in Bahnuniform und mit geschwollenen Füßen schob den Getränkewagen durch den Gang. Schwer geschädigte Venenklappen, dachte ich und bestellte mir einen Kaffee. Sie nahm mein Kleingeld ohne nachzuzählen entgegen und reichte mir einen lauwarmen Pappbecher.

So unversehrt, wie ich vermutet hatte,

waren sie alle gar nicht. Ich ließ den Blick über die Hinterköpfe schweifen, die ich von meinem Sitz aus sehen konnte. Manche von ihnen dachten vielleicht, sie wären heil und würden es für immer bleiben. Das hatte ich auch einmal gedacht. Mein Vater vermutlich ebenfalls, und jetzt war er tot.

Claudia hatte gesagt, ich solle mir am Bahnhof ein Taxi nehmen. Sie habe keine Zeit, mich abzuholen, weil sie bei Tamara und dem Kleinen bleiben müsse. Das mit dem Taxi erwies sich als schwerer als gedacht. Am winzigen Bahnhof stand kein einziges. Ich lief einmal drum herum und verschreckte ein paar Jugendliche mit Bierdosen in den

Händen. Ich fragte mich, ob ich jetzt auch hier stände, wenn mein Vater bei unserem Au-pair ein Kondom benutzt hätte. Dann öffnete ich seufzend den Stadtplan auf meinem Handy und versuchte, mir die Strecke zu Fuß auszurechnen.

Als ich mich auf den Weg durch eine Parkanlage machen wollte, tauchte plötzlich ein Taxi auf. Am Steuer saß ein Mann mit einem schwarzen Schnurrbart, eher Türke als Pakistani, entschied ich, während ich mich auf seinen Rücksitz neben irgendwelche Tüten quetschte. Ich sagte ihm die Adresse. Er schaute mich im Rückspiegel an.

»Wer war das denn?« fragte er.

»Ein Rottweiler.« Es war lange her,

dass ich danach gefragt worden war.
Ungefähr eine Woche. Eine Ewigkeit.

»Mein Schwager hat auch
Rottweiler.« Der Türke klang, als mache
er mir damit ein Geschenk. »Ganz lieb.
So Zähne!«

»Wenn es nach mir ginge, sollten die
alle zu Knochenmehl verarbeitet
werden. Meinetwegen alle Hunde dieser
Welt.«

Der Türke schüttelte den Kopf. »Alle
nicht. Der Rottweiler von mein
Schwager ist lieb. Aber du siehst echt
anders aus. Was sagt dein Mädchen?«

»Es knutscht mit einem Blinden rum«,
fasste ich unsere komplexe
Dreiecksbeziehung für ihn zusammen.

»Mädchen auch blind?«

Wenn es so einfach wäre, dachte ich.
»Sie sitzt im Rollstuhl und ist das schönste Mädchen der Welt.«

»Scheiße«, sagte der Türke einsichtig.

Nach zehn Minuten begriff ich, dass er mich verarschte. So groß war Einhausen nicht. Es war ein Kaff mit zehntausend Einwohnern, in einer Stunde hatte man es zu Fuß durchquert, in fünfzehn Minuten mit dem Fahrrad.

»Sind wir bald da?«

»Bald da«, echote der Türke. »Was machst du hier?«

»Mein Vater ist gestorben«, sagte ich und wunderte mich, warum er plötzlich sehr sauer wurde und mich anbrüllte, *ich* solle *ihn* nicht verarschen. Ich konnte ihn nur mit Mühe überzeugen, mich bitte

doch noch am Zielort abzusetzen.



Ich stand vor einem grauen Klotz, der zu einem großen Teil hinter einer meterhohen, nach Hustensaft duftenden Hecke verborgen war. Am Tor war ein Schild mit meinem Nachnamen angebracht, eingraviert in geschwungenen Buchstaben. Es war ein Albtraum aus Beton. Darauf war ich nach all den Jahren in unserem denkmalgeschützten Altbau nicht vorbereitet. Ich dachte flüchtig daran, dass zwischen Claudia und meinem

Vater vielleicht gar nicht Tamara, sondern eher ästhetische Differenzen gestanden hatten. Und die ließen sich schwerer überbrücken als ein schwangeres Au-pair-Mädchen. Dieses Mausoleum hätte ich auch zu fröhlicheren Anlässen nicht gern betreten. Aber der Taxifahrer war schon weg und hatte mein Wechselgeld mitgenommen. Ich drückte auf die Klingel.

Es sumnte, und ich schob das Tor auf. Die Einfahrt war breit und von einer niedrigen Hecke gesäumt, die mich ebenfalls an einen Friedhof erinnerte. Ich steuerte die Haustür an, an der ein Kranz hing, der mich wieder an ... Die Tür ging auf.

Ich versuchte mich so fleißig an einem Lächeln, dass es mich am Ohr zog.

In der Tür hatte sich ein Knirps mit abstehenden blonden Haaren aufgebaut, wie ich sie auch einmal gehabt hatte. Er trug einen Schlafanzug mit Star-Wars-Aufdruck und Hausschuhe mit Hasenohren. Mit der Mimik spielte er das berühmte Gemälde von Edvard Munch nach. Dann verschwand er blitzartig, und sein Schrei hallte irgendwo im Inneren des Hauses nach. Als ich näher kam, konnte ich hören, dass er lauthals schwor, *es* nie wieder zu tun, wenn der Mann mit dem Hut nur bitte, bitte wieder gehen würde.

Und dann landete ich in Tamaras Armen.

Im Gegensatz zu früher musste ich mich nicht mehr auf die Zehenspitzen stellen, um einen Blick in Tamaras Ausschnitt zu werfen. Mir wurde heiß bei dem Gedanken, wie präsent Tamaras Brüste in ihrem Jahr bei uns gewesen waren. Soweit ich es beurteilen konnte, war meine Perspektive das Einzige, was sich im Bezug darauf verändert hatte.

»Herzliches Beileid«, murmelte ich, überrumpelt von so viel sekundären Geschlechtsmerkmalen, die sich großflächig an mich drückten. Dann schaute ich ihr endlich ins Gesicht.

Früher hatte ich Tamara sehr schön gefunden. Das war im Grunde immer noch so, auch wenn mein Blick auf die

Schönheit sich durch Janne stark verschoben hatte. Im Vergleich zu Janne sah jede Frau wie ein Missverständnis aus. Und Tamara wirkte nicht gerade wie das blühende Leben. Sie hatte rote Flecken auf den Wangen und tiefe Schatten unter den geäderten Augen. Sie sah ungefähr so alt aus wie Claudia. Zum Beweis stellte sich Claudia direkt daneben.

»Mein Schatz«, sagte Claudia mit zitternden Lippen und streckte die Arme nach mir aus.

Ich verstand nicht, was sie mir da ins Ohr flüsterte. Wahrscheinlich drückte sie mir ebenfalls ihr Mitgefühl aus. Ich sagte also »Gleichfalls« und schaute sie an, um nicht Tamara ansehen zu müssen

oder die Einrichtung dieser Betongrotte. Der Steinboden unter meinen Füßen war schwarz mit weißen Sprenkeln, und irgendwo weiter hinten hatte sich eine Art Kamin mit einem geschwungenen Sims in mein Blickfeld geschlichen.

Aber ich konnte nicht ewig die Falten im Gesicht meiner Mutter zählen, also wandte ich mich seufzend Tamara zu. Mittendrin fiel mir alles, was bis zu diesem Moment mit mir passiert war, wieder ein, und ich wollte mich wegrehen, um die Nerven der jungen Witwe zu schonen.

Aber Tamara lief um mich herum, damit sie direkt vor mir stehen konnte. Sie fasste mir mit der Hand ans Kinn. Gebannt scannte sie mein Gesicht, aber

als ihre Hand nach meiner Sonnenbrille griff, schob ich sie beiseite. Mir brach der Schweiß aus. Ich rettete mich, indem ich ihr erneut in den Ausschnitt starrte.

»Du siehst ... aus«, atmete Tamara aus. Meine Wangen begannen zu prickeln. Claudia hüstelte diskret.

»Tammy«, sagte sie. »Ich glaube, du musst dich jetzt ganz dringend um den Kleinen kümmern.«

Ich saß auf der Ledercouch neben Claudia, die irgendwelche Ordner durchblättert, als hinge ihr Leben davon ab. Im Stockwerk über uns tobte der Kampf. Tamara schrie auf einer Sprache, die ich für Ukrainisch hielt, Ferdi antwortete auf Deutsch.

»ICH GEHE DA NICHT RUNTER!!«

Ukrainisches Geratter.

»ICH HABE TROTZDEM ANGST!«

Ukrainisches Geratter.

»ICH GLAUBE ES DIR NICHT
PAPA SOLL KOMMEN!!«

Claudia hob die Augen zur Decke und wischte sich eine Träne von der Wange.

»Lass den Jungen in Ruhe«, brüllte ich. »Er ist nicht der Einzige, der Angst vor mir hat.«

Tamaras Ukrainisch schraubte sich in Tonhöhen, die ich als Vibrationen in meinen Knochen spürte.

»ER IST NIE UND NIMMER MEIN BRUDER!« brüllte der Kleine.

»Marek, jetzt komm doch mal hoch, damit ihr euch kennenlernen könnt«,

schrie Tamara.

»NEEEEEEEIINN!! BITTE NICHT
BITTE NICHT!!!«

Ich konnte nicht anders, ich hielt mir die Ohren zu. Meine Nerven waren auch nicht mehr die stärksten. Claudia tat, als würde sie weiter in ihren Ordnern lesen. Dabei hatte sie schon länger nicht mehr umgeblättert. Ich fragte mich, ob es ihr Herzschlag war oder meiner, den ich gerade hörte. Ich löste eine Hand vom Ohr und nahm mir einen weiteren Apfel aus einer Glasschale. Vor lauter Nervosität hatte ich schon vier gegessen. Drei waren noch da. Das heftige Kauen beruhigte mich.

Tamara kam die Treppe
heruntergelaufen und machte einen

erneuten Versuch, mich zu umarmen.

»Es tut mir leid, Marek. Ferdi ist bockig. Das warst du auch mal, Himmel. Ich entschuldige mich. Es wird besser.«

»Hmmmhmm.« Ich hatte den Mund komplett voll.

»Der Junge hat gerade seinen Vater verloren«, bemerkte Claudia wie nebenbei.

»Welcher?«

»Beide.« Claudia sah Tamara über den Brillenrand an. »Vermutlich beide Jungen.«



Zwei Stunden später sehnte ich mich in die Villa nach Marenitz zurück. Es war unerträglich. Ich wusste nicht, was ich hier sollte. Claudia machte es sich leicht, indem sie sich in den Akten vergrub und immer wieder ein Schriftstück für Tamara rauslegte.

»Musst du kopieren. Musst du abheften. Das ist für die Lebensversicherung.«

»Jaja«, antwortete Tamara ohne hinzusehen.

Ferdi weigerte sich, herunterzukommen, solange ich im Wohnzimmer saß. Dabei hatte er

irgendwas von einer schrecklichen Brille geschrien. Claudia versicherte Tamara nicht sehr überzeugend, dass es nicht so schlimm sei. Ich sagte, ich sei Kinder gewohnt, die meinetwegen die Straßenseite wechselten. Erwachsene auch. Tamara schaute mich an. »Wieso?«

Ich konnte nicht sagen, ob sie sich verstellte oder wirklich so doof war. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, wie sie in intellektueller Hinsicht früher gewesen war. Ich schaute ihr zu, wie sie durch ihr gefliestes Heim tobte, sich mehrmals umzog, irgendwen anrief, weinend zusammenbrach, Ferdi anschrie, Tee kochte und ihn stehen ließ, zum Briefkasten lief, um neue

Beileidskarten herauszuholen. Ganz Einhausen schien es eilig zu haben, seine Trauer um meinen Vater in schriftlicher Form kundzutun. In einigen Umschläger steckten Geldscheine, die in Tamaras Jeanstasche wanderten.

»Du musst es dir aufschreiben«, sagte Claudia. »Du musst dir alles aufschreiben, weil du dich bei all den Leuten mit einer persönlichen Karte bedanken musst.«

»Mach ich.« Tamara warf die Umschläge hinter die Couch.



Ich musste schon sagen, dass mein Vater sich einen Tod ausgesucht hatte, für den man sich nicht zu schämen brauchte. Er war nicht elend an Krebs gestorben und auch nicht einfach plötzlich umgefallen, mir diffuse Sorgen über mein gesundheitliches Erbe hinterlassend. Er war bei einer Bergtour in der Schweiz abgestürzt.

»Er hat Bergtouren gemacht?« fragte ich, angenehm überrascht. Der Vater, den ich in Erinnerung hatte, hatte einen großen Bauch und Hamsterbacken, und alles an ihm hing herunter. Ihn in Kletterausrüstung am Berg zu sehen, überstieg meine Vorstellungskraft.

»Er hatte gerade damit angefangen.«
Tamara machte sich nicht die Mühe, die laufenden Tränen abzuwischen. »Und jetzt ist er aaabgestürzt!« Sie fiel mit dem Gesicht aufs Sofakissen.

Ich tätschelte ungeschickt ihren Rücken. »Wenigstens ein cooler Tod.«

»Es ist ein Schwachsinnstod«, stöhnte Tamara ins Kissen. »Warum muss einer, der bald sechzig wird, plötzlich auf den Berg?«

»Wieso bald sechzig? Er ist nur zwei Jahre älter als ich.« Claudia war für einen Moment aus dem Ordner aufgetaucht.

Tamara warf ihr einen Blick zu, in dem klar geschrieben stand, dass es für sie keinen großen Unterschied machte.

Ferdi saß unter dem Tisch. Seit ich aus dem Gästezimmer heruntergekommen war, hatte er sich dort versteckt. Das Tischtuch hing herunter, und manchmal wellte es sich. Ab und zu sah ich ein dunkles Auge hervorblitzen.

»Ferdi, durak, perestan«, sagte Tamara.

»Doch nicht vor dem Kind«, sagte ich.

Sie streckte den Arm aus und fuhr mir durch die Haare. »Diese Sonnenbrille macht ein Monster aus dir«, sagte sie, ohne sich an Claudias Anwesenheit zu stören. »Ansonsten bist du total süß. Warst du damals schon. Ich hätte dich gern adoptiert. Ich fand es echt furchtbar, dass ihr damals gleich von hier

weggegangen seid.«

Ich sah zu Claudia rüber. Sie guckte starr in den Ordner. Ihr Kinn wirkte eine Kante eckiger als sonst.

Es gab keine Sekunde Ruhe mehr.

Der Dorfbestatter kam, ein Mann, der wie ein Model aus der Werbung für Viagra aussah, mit silbernem Haar und maßgeschneidertem Anzug, das Gesicht seriös bis zum Erbrechen. Er schüttelte mir lange die Hand und sagte, dass er für meinen Verlust keine angemessenen Worte finden könne. Ich nickte.

Er hatte ebenfalls dicke Ordner unter dem Arm und tauschte sie gegen noch dickere aus, die Claudia für ihn vorbereitet hatte. Sie saßen zu dritt am

Tisch und unterhielten sich, das heißt, Claudia und der Bestatter redeten, und Tamara schniefte in ihr Taschentuch. Sie hatten auch mich in ihre kleine Runde eingeladen, aber ich lehnte ab. Mitreden konnte ich sowieso nicht, mitschniefen wollte ich nicht.

Ich saß mit einem Fotoalbum auf dem Schoß und traute mich nicht, es aufzuschlagen. Tamara hatte drauf bestanden, dass ich es mir ansah. Claudia stimmte zu, dass es hilfreich sein könnte. Sie selbst hatte seltsamerweise keine Lust drauf, mir dabei Gesellschaft zu leisten. Das Album startete kurz vor Ferdis Geburt und umfasste sein erstes Lebensjahr. Die weiteren fünf warteten gestapelt auf dem

Beistelltisch.

Ich wollte Tamara nicht brüskieren, außerdem war ich selbst ein wenig neugierig. Ich war bloß nicht ganz vorbereitet auf das Nacktfoto der beiden, sie hochschwanger, mein Vater vermutlich nicht. Ich bedeckte seine Blöße mit dem Daumen und schielte zu Claudia rüber. Dass mein Vater so munter drauf gewesen war, hatte ich nicht gewusst. Jedenfalls hatte es in *meinem* Babyalbum solche Fotos nicht gegeben.

Auch die ersten Bilder von dem schmierigen, violettfarbenen Etwas überblätterte ich rasch.

»Du kannst mit deinen Babybildern vergleichen«, hatte Tamara angeregt, als

sie die Alben hervorkramte.

»Er hat keine mehr«, sagte Claudia taktlos.

»Wie? Wo sind die denn?«

»Er hat sie alle vernichtet. Letztes Jahr.«

»Echt? Warum?« Tamara drehte sich zu mir. Ich tat, als würde ich sie nicht hören. Ich war sauer auf Claudia.

Ich blätterte schwere Pappseiten um. Ferdi im Kinderwagen, Ferdi in Hochstuhl, Ferdi in der Rückentrage. Wo blieb mein Vater? Hier, am Strand. Er baute eine Sandburg, und Ferdi krabbelte davon. Mit mir hatte er auch Sandburgen gebaut. Und auf den anderen Fotos war er nicht drauf, weil er sie vermutlich aufgenommen hatte.

»Wie war er so?« fragte ich Tamara.

Sie winkte ab. »Weißt du doch selbst.«

Ich wusste es aber nicht mehr. Als meine Eltern noch zusammen gewesen waren, war meist Claudia bei mir gewesen, und sie hatte immer schlechte Laune gehabt. Mein Vater hatte Tage und Nächte durchgearbeitet, und trotzdem hatte ich ihn als gut gelaunt in Erinnerung. Er hatte seine Arbeit geliebt. Ich hatte seine Geschichten beim Sonntagsbraten gemocht, über Morde ohne Leiche, über verlogene Zeugen, die zu dumm waren, um ihre Geschichten aufeinander abzustimmen, über Richter, die er schon mal mit sechzig Befangenheitsanträgen pro Sitzung zur

Weißglut treiben konnte. Ein bisschen hatte ich ihn dafür verehrt, dass er so einen spannenden Job hatte. Nicht so öde wie bei Claudia, die einfach nur für Ehefrauen bei der Scheidung mehr Geld raushandelte und aus Prinzip niemals über ihre Klienten sprach.

Plötzlich brach die Erinnerung über mich herein und nahm mir den Atem. Ich hatte gar nicht gewusst, dass das alles noch da war. Wie ich mit meinem Vater samstags morgens, wenn er einmal nicht ins Büro verschwand, in Einhausen einkaufen ging. Er suchte auf dem kleinen Wochenmarkt sorgfältig die Rhabarberstangen aus und unterhielt sich mit den Leuten. Alle kannten ihn. Er fragte die Verkäufer nach ihren

Familien, sie erzählten von ihren Schwiegertöchtern und Enkeln. Er wurde ständig begrüßt, die Leute nannten ihn »Herr Anwalt«, es störte ihn nicht, dass er ständig stehen bleiben und Hände schütteln musste, im Gegenteil. Sie kannten seine Eltern und Großeltern, im inoffiziellen Ranking lag er irgendwo zwischen dem Bürgermeister und dem Pfarrer und sonnte sich in der Anerkennung. Ich lief an seiner Hand, betrachtete die Schuhe der Leute, die uns beim Einkauf störten, und mir war überhaupt nicht bewusst, wie viel davon auf mich abfärbte. Die Einzige, die sich an den majestätischen Auftritten vom Anwalt und seinem Kronprinzen störte, war Claudia. Außerdem vermisste sie

Berlin und nannte Einhausen
»Entenhausen«.

Und zum ersten Mal dachte ich, dass alles auch ganz anders gewesen sein konnte, als ich immer vermutet hatte. Vielleicht war mein Vater für Tamara erst dann entbrannt, als Claudia sich sowieso schon von ihm trennen wollte. Was wusste ich überhaupt davon. Ich hatte sie nie danach gefragt und fand den Moment jetzt auch nicht sehr günstig. Keine Ahnung, ob jemals ein besserer kommen würde.



Beim Abendessen saß Ferdi zum ersten Mal mit am Tisch. Wahrscheinlich hatte Tamara ihn bestochen. Sein blondes Haar stand ab wie feuchte Federn bei einem frisch geschlüpften Küken, und der Blick war gebannt vom Inhalt seines Tellers. Jedenfalls schien mir der Zeitpunkt nicht angebracht, um mit ihm über die korrekte Schreibweise von Tod und tot zu sprechen. Tamara hatte Grießbrei für alle gekocht, ein schnelles Essen, wie sie Claudia erläuterte, und in ihrer Heimatawtizigerweise eine Trauerspeise.

Ferdi streute löffelweise Zucker und

Zimt in seine Schale. Es staubte, als er zu rühren begann.

»Ferdì, perestan«, sagte Tamara. Perestan war wohl so etwas wie sein Zweitname.

»Ferdì, hast du deinem coolen großen Bruder mit dieser unglaublich schicken Sonnenbrille schon deine Autos gezeigt?«

Ferdì schüttelte den Kopf und schob sich einen leeren Löffel in den Mund.

»Marek will sie total gerne sehen. Stimmt doch, Marek, du willst Ferdìs Autos sehen?«

»Oh ja.« Ich rückte die Sonnenbrille zurecht. »Ich bin eigentlich nur deswegen angereist.«

Ferdì riskierte einen kurzen Blick auf

mich. Darin lag bodenloses Entsetzen.

»Ich habe aber selbst genug zu Hause«, beeilte ich mich zu sagen.
»Zeigst du mir deine?«

Er schüttelte schnell und unerbittlich den Kopf.

»Fu, nekrasivo, Ferdi.«

»Lass ihn doch bitte«, sagte Claudia tonlos.

»Warum siehst du so aus?« fragte Ferdi plötzlich und schob sich diesmal einen vollen Löffel in den Mund, kaute eifrig darauf herum und guckte, als hätte er gar nichts gefragt.

»Es war ein Rottweiler«, sagte ich mit der gewohnten Melancholie. Und als er verständnislos aufschaute: »Ein Rottweiler ist ein ganz großer, böser

Hund mit verdammt scharfen Zähnen.«

»Siehst du, Ferdi«, sagte Tamara.
»Willst du jetzt immer noch einen Hund?«

Er nickte genauso hastig und entschlossen, wie er vorhin den Kopf geschüttelt hatte.

»Papa hat mir einen Hund versprochen«, sagte er und beugte sich tiefer über den Teller. Und dann sah ich, dass er weinte.

Vielleicht hatte ich noch nie ein Kind richtig weinen sehen. Vielleicht hatte ich noch nie kapiert, was es überhaupt zu heulen gab. Aber jetzt, als ich Ferdis kleines, nasses, verzerrtes Gesicht sah, kratzte es plötzlich bei mir im Hals. Ich wollte alles tun, damit er aufhörte zu

weinen. Ich wollte, dass er es nie wieder tat.

»Ferdinand«, sagte ich. »Hör auf zu heulen. Ich hasse Hunde mehr als alles andere auf der Welt, aber ich schenke dir einen.«

Claudia legte ihren Löffel neben die Breischale und sah mich an.

»Ich bräuchte eigentlich zwei Hunde«, überlegte ich laut. »Ich habe nämlich erst vor Kurzem einem Mädchen einen Hund versprochen.«

Ferdinand hörte auf zu kauen. Seine dunklen Augen ruhten zum ersten Mal etwas länger auf meinem Gesicht. Wahrscheinlich sah er nur seinen künftigen Hund, denn jetzt lächelte er. Ich hatte ihn noch nie lächeln gesehen.

Ich war verblüfft, dass er es überhaupt konnte. Ich starrte ihn mit offenem Mund an, bis Tamara mich unter dem Tisch in den Oberschenkel zwickte und dabei ein wenig danebengriff.

An diesem Abend sagte Ferdi auf Tamaras Aufforderung laut »Gute Nacht« – erst zu Claudia und dann auch zu mir. Dabei schaute er auf seine Zehen in den roten Anti-Rutsch-Socken.

»Schlaf gut, mein Schatz«, erwiderte Claudia zuckersüß. Ich sah sie an. Mit mir hatte sie noch nie so gekünstelt gesprochen.

»Schlaf fest, Gnom«, sagte ich.

Tamara warf uns Kuss Hände zu.

»Die genießt es ganz schön, im

Mittelpunkt zu stehen, findest du nicht?« fragte ich Claudia, als Tamara mit Ferdi huckepack im oberen Stockwerk verschwunden war.

»Sie ist selbst noch ein Kind«, sagte Claudia.

»Sie ist mindestens vierundzwanzig.«

»Eben.«

Claudia saß auf der Ledercouch, drückte ein Sofakissen an sich und sah irgendwie verloren aus. Oben begann Tamara zu singen. Wenig später stimmte Ferdi ein. Claudia sah zur Decke hoch und wischte sich verstohlen übers Gesicht.

Vielleicht dachte sie gerade darüber nach, wie es gewesen war, als ich in Ferdis Alter war, süß und blond und mit

einem richtigen Gesicht.

»Ist er jetzt wirklich weg? Für immer?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, sagte Claudia. »Ich werde das Gefühl nicht los, dass das alles eine Farce ist. Ich kann es einfach nicht glauben. Ich rechne jeden Moment damit, dass die Tür aufgeht und er reinkommt.« Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Ich musste daran denken, wie ich mir damals im Krankenhaus, als ich die Schmerzen nicht mehr spürte, vorgestellt hatte, ich guckte eines Tages in den Spiegel und alles wäre wie immer.



Ich hatte ein Gästezimmer unterm Dach bekommen, mit schrägen Wänden und einem Fenster, durch das man in wolkenlosen Nächten bestimmt die Sterne sehen konnte. Das Haus war riesengroß, Claudia schlief ein Stockwerk tiefer, wo ich mich noch nicht umgeschaut hatte. Dort mussten auch Ferdis Zimmer und Tamaras Schlafzimmer sein, das sie bis vor wenigen Tagen mit meinem Vater geteilt hatte. Außerdem gab es eine Sauna, einen riesigen Weinkeller und einen Raum mit Fitnessgeräten.

»War es bei uns früher auch so?«, hatte ich Claudia gefragt, aber sie hatte

nicht begriffen, dass ich es anerkennend meinte. »Nicht ganz so schlimm«, hatte sie gesagt. »Ich kann dir bei Gelegenheit gern unser altes Haus zeigen.«

Ich hatte dankend abgelehnt.

Ich zog meine Jeans an und öffnete die Zimmertür. Auf der Außenseite klebte ein gelber Zettel. »*Maritschek, wir müssen erledigen ganz viel. Frühstück selbst, Kuss, T.*« Ich riss den Zettel ab und steckte ihn in die Hosentasche.

Ich lief die Treppe hinunter in den ersten Stock. Die Badezimmertür stand offen, ich schaute rein, sah einen kleinen bunten Toilettensitz, eine Plastikstufe vorm Waschbecken, das mit Zahnpastaflecken beschmiert war. Überall hingen BHs mit Katzen und

Mäusen und Rosen. Ich hob einen auf und ließ ihn am Zeigefinger pendeln, mich dabei wie gewohnt vom Badezimmerspiegel abwendend. Ich musste an meinen Vater denken und daran, dass ihm so ein folgenreicher Frauenwechsel ganz schön auf die Herzkranzgefäße gegangen sein musste.

Auf der angelehnten Nachbartür klebten tanzende Holzbuchstaben, die das Wort FERDINAD bildeten. Da zweite N tanzte offenbar auf einer anderen Party. Ich öffnete die Tür und schaute hinein. Versuchte, den Stich zu ignorieren, den mir das Piratenbett aus dunklem Holz mit einem Segel und einem riesigen Steuerrad versetzte. Auf einem Spielstraßen-Teppich von Ikea,

der mich an den Teppich erinnerte, den ich vor nicht allzu langer Zeit noch in meinem Zimmer gehabt hatte, war eine Massen-Karambolage nachgestellt worden. Umherfliegende Lego-Teile symbolisierten wahrscheinlich eine Naturkatastrophe.

Ich schob die Autos mit dem Fuß beiseite und setzte mich mitten auf den Teppich. Ich nahm ein winziges Cabrio und ließ es über die aufgedruckte Straße fahren. Dann begann ich, die Legoteile ineinanderzustecken. Diejenigen, die direkt um mich herum lagen, passten nicht immer. Ich suchte das Zimmer nach den richtigen ab, bis ich auf einen großen Container voller Lego stieß.

Am Ende hatte ich ein Parkhaus mit

einem Zaun drumherum gebaut, die Autos hineingeparkt und davor eine Allee mit Bäumen und Blumenbeeter angelegt. Als ich fertig war, hob ich den Blick zur blauen Zimmerdecke mit einem Durcheinander aus Sternen und Wolken und senkte ihn dann wieder auf Urkunden und Fotos, mit denen die Wand tapeziert war.

Ich stand auf, schüttelte ein paar Bauteile von meiner Hose und ging näher ran. Ferdi war von der Zahnfee für das richtige Zähneputzen ausgezeichnet worden und von einer Skischule in der Schweiz für den dritten Platz beim Skirennen. Die Medaille hielt er auf der nächsten Foto in die Kamera und guckte dabei, als wäre er persönlich beleidigt

worden. Auf dem Bild rechts davon lächelte er schon wieder auf Tamaras Arm, und als mein Blick auf den nächsten Rahmen fiel, verschlug es mir den Atem. Erst dachte ich, dass es ebenfalls Ferdi war, nur war er darauf merkwürdigerweise etwas größer und älter als jetzt. Und dann kapierte ich, dass es sich um mich handelte.

Ich floh aus Ferdis Zimmer und warf die Tür eine Spur heftiger zu als nötig. In der Küche öffnete ich mit zitternden Händen den Kühlschrank. Begutachtete aufgereihte Salzgurkengläser, verschimmelte Käsereste und grünlich gewordenen Wurstaufschnitt. Ich versuchte zu zählen, wie viele Tage mein Vater bereits tot war und wie lange

er vorher auf Reisen gewesen sein musste. Ich kam zu keinem schlüssigen Ergebnis, roch misstrauisch an der geöffneten Milchpackung und suchte lange das Verfallsdatum auf der Eierschachtel.

Auf dem Herd stand ein Topf mit angetrockneten Haferbreiresten. Ich stellte ihn ins Spülbecken, nahm eine Pfanne vom Haken an der Wand und machte sie zur Sicherheit noch einmal sauber.

Die Kaffeemaschine war so riesig wie ein Raumschiff und ähnlich entgegenkommend in der Bedienung. Ich drückte auf ein paar Knöpfe, und sofort leuchteten mehrere Anzeigen rot auf, und aus der Seite kam Dampf raus. Bevor

das Ding explodierte, zog ich den Stecker und holte den Instant-Cappuccino und eine Packung Toast heraus, die ich ganz oben im Schrank gesehen hatte.



Ich hatte gerade die Gabel mit dem Spiegelei zum Mund geführt, als es an der Tür klingelte. Ich schluckte das Ei herunter und hastete hoch, denn die Sonnenbrille lag noch irgendwo in meiner Dachkammer. Während ich suchte, sie aufsetzte, wieder abnahm, um mir ein T-Shirt überzuziehen, und

runtereilte, klingelte es noch ein paar Mal. Ich riss die Tür auf.

Auf der Treppe stand eine kräftige Frau mit einem bemerkenswert kleinen Kopf, vielleicht auch einfach einem viel zu kurzen Haarschnitt. Dass sie in dem, was sie vorhatte, ein Profi war, erkannte ich daran, dass sie vor mir nicht zurückschreckte. So standhaft und hartnäckig waren nur die, die ihr Ziel ganz fest vor Augen hatten. Ihres erfuhr ich unmittelbar. Sie war die Leiterin von Ferdis Kindergarten und hieß Frau Meyerling.

Etwas erschrocken machte ich einen Schritt zur Seite. Ferdi sei mit seiner Mutter unterwegs, sagte ich und wollte die Tür wieder schließen und zu meinen

Spiegeleiern zurückkehren, doch sie schob mich sanft, aber zielstrebig aus dem Weg und stand plötzlich im Haus. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Tür zu schließen, obwohl sie sich auf der falschen Seite davon befand. Dann wiederholte ich, dass weder Ferdi noch seine Mutter da seien, für den Fall, dass sie ein wenig schwerhörig war.

»Kein Problem, ich habe Zeit mitgebracht.« Sie streifte zu meinem Entsetzen ihre Lackschuhe von den Füßen und sah mich prüfend an. »Wer sind Sie?«

»Der Bruder«, nuschelte ich.

»Wessen Bruder?« Sie wippte mit dem Fuß unruhig hin und her.

Ich erklärte es ihr. Ihr Gesicht drückte

leichte Ratlosigkeit aus.

»Ein Rottweiler«, sagte ich, bevor sie fragte.

»Haben Sie ihn gereizt?«

»Ich habe ihn als Erster gebissen«, sagte ich.

»Sie verderben sich die Augen, wenn Sie die Sonnenbrille in den Innenräumen aufhaben.«

»Sagt meine Mutter auch.«

»Hören Sie auf Ihre Mutter.« Sie holte eine Packung Zigaretten aus der Handtasche, drehte sie bedauernd in den Fingern und warf sie zurück.

»Ist ein Nichtraucher-Haushalt, oder?« fragte sie mit forderndem Unterton in der Stimme. Wahrscheinlich dachte sie, wenn ich hier Sonnenbrille

tragen durfte, dann war auch ihr alles erlaubt.

»Hier lebt ein kleines Kind«, sagte ich so empört, als wäre ich die Lungenkrebs-Liga persönlich.

»Ich weiß, ich weiß«, antwortete sie gereizt. »Was meinen Sie, warum ich da bin. Ich bin nervös.«

Ich war auch nervös. Außerdem hatte ich Hunger, und meine Spiegeleier wurden ebenso kalt wie der Pseudo-Cappuccino. Aber zu essen, während die Frau nebendran auf der Ledercouch saß und mir zuschaute, ging über meine Kräfte. Mit dem Teller nach oben zu verschwinden kam mir unhöflich vor, und ihr von meinem mühsam zusammengesetzten Frühstück etwas

anbieten wollte ich noch weniger.

»Kann ich etwas für Sie tun?« fragte ich schließlich. »Ich habe wirklich keine Ahnung, wie lange es bei den beiden noch dauert.«

»Es dauert immer lange«, sagte sie. »Todesfälle sind zeitraubend, da brauchen Sie mir nichts zu erzählen. Ich muss trotzdem mit der Mutter sprechen.«

Worüber, dachte ich. Sie las die Frage in meinem Gesicht.

»Es geht um den Kleinen.«

»Hat er was angestellt?« Ich versuchte, kollegial zu klingen.

»Angestellt? Nein. Er ist ein unauffälliges Kind. Kann angeblich sogar schon schreiben, das glaube ich aber nicht. Jungs sind da langsamer. Ich

muss Ihrer Schwester von der Trauerarbeit bei uns in der Einrichtung erzählen. So ein Tod betrifft nicht nur die Angehörigen.«

»Ach«, sagte ich.

»Wir sind erschüttert.« Sie holte ein gebügeltes und gefaltetes Stofftaschentuch heraus und hielt es gegen ihre Tränensäcke. »Ich weiß noch genau, wie Ihr Schwager vor mir stand ...«

Ich unterbrach sie nicht, um sie erneut über die richtigen Familienverhältnisse aufzuklären. Vielleicht hatte Tamara die gleiche Sonnenbrille, und die Frau hielt uns aus diesem Grund für blutsverwandt.

»Aber heutzutage kann man viel tun, um die Familie aufzufangen.« Sie steckte

das Taschentuch weg und wurde wieder sachlich. »Unser ganzes Team möchte Ihre Schwester in dieser furchtbaren Lage unterstützen. Sie soll wissen, dass sie jetzt nicht allein ist, und Frederic auch nicht.«

»Ferdinand.«

»Sag ich ja. Materielle Schwierigkeiten sind wahrscheinlich eher nicht zu befürchten?« Sie sah sich mit einer Aufmerksamkeit um, die mir gar nicht gefiel.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Vielleicht hat mein Vater nichts als Schulden hinterlassen.«

»Ihr Vater?« fragte sie. »Ist er auch tot?«

Ich öffnete den Mund, aber in diesem

Moment drehte sich der Schlüssel in der Tür.

»Ich hab eine tolle, riesige Urne ausgesucht«, brüllte mir Ferdi zu.

Wir hätten jetzt alle beinah gute Laune haben können, aber Frau Meyerling machte jeden Ansatz davon zunichte. Sie setzte eine Trauermiene auf. Dann lief sie mit ausgestreckter Hand auf Tamara zu, die weder damit gerechnet hatte, zu Hause Besuch vorzufinden, noch wusste, um wen es sich handelte. Sie erwiderte den Händedruck mit offenem Mund. In der anderen Hand hielt sie den linken Schuh, den sie bereits ausgezogen hatte. Der lange Absatz zielte angriffslustig in Frau Meyerlings Richtung.

Frau Meyerling hielt den Moment für perfekt, um in Tränen auszubrechen. Ich dankte ihr im Geiste dafür, dass sie sich für mich nicht so viel Mühe gegeben hatte. Jetzt ging sie unter einigem Ächzen vor Ferdi in die Hocke. Er wick erschrocken ein paar Schritte zurück.

»Darf ich dich umarmen, Frederic?«

»Nein«, sagte Ferdi, und auch seine Augen füllten sich mit Tränen.

»Wir sind alle traurig.« Frau Meyerling schniefte zum Beweis. »Der ganze Kindergarten weint mit dir, Fred. Ich hatte deinen Papa so gern.«

Ich lehnte mich gegen den Türpfosten und steckte die Hände in die Taschen, um Frau Meyerling nicht an die Gurgel zu gehen.

»Du musst dich nicht schämen, wenn du weinen musst.« Sie richtete sich mühsam wieder auf. Dabei stützte sie sich auf Ferdis kleiner Schulter ab, weswegen er etwas einknickte. Jetzt hatte sie ihn so weit, er heulte los, und meine Fäuste juckten. Wäre ich ein Rottweiler, hätte ich jetzt dringend einen Maulkorb gebraucht.

»Lassen Sie ihn in Ruhe«, sagte ich. »Weinen Sie mit Erwachsenen, wenn Ihnen danach ist.«

»Junger Mann.« Sie drehte sich zu mir und rückte ihre Brille auf der Nase zurecht. »Ich habe Trauerbegleitseminare für Kinder gegeben. Möchten Sie mir noch etwas beibringen?«

Sie hielt Ferdi immer noch an der Schulter fest. Ich würgte an einer Antwort herum. Claudia fasste sich als Erste.

»Möchten Sie einen Kaffee?« Sie stupste Tamara an, die sich sofort in Bewegung setzte. »Nehmen Sie bitte Platz. Ich bin die Exfrau des Verstorbenen, der junge Mann mit der modischen Brille ist mein Sohn Marek, und ich danke Ihnen sehr, dass Sie sich die Zeit für einen Besuch genommen haben.«

Frau Meyerling musste Ferdi loslassen, um Claudias Hand zu schütteln, und genau das war vermutlich die Absicht gewesen. Er huschte blitzschnell davon, während Tamara auf

die Knöpfe ihres Raumschiffs drückte. Ich wollte Ferdi hinterher, aber er war schon in seinem Zimmer verschwunden und hatte die Tür zugeknallt. Dann hörte es sich an, als würden ganz viele Spielzeugautos gegen die Wand fliegen. Ich stieg feige die Treppe noch höher in meine Dachkammer und kam erst wieder herunter, als die Haustür hinter Frau Meyerling ins Schloss gefallen war.



Ihr süßliches Parfum hing noch in der Luft, und überall waren Prospekte mit Kerzen und Engeln

verstreut. Ich hob eines auf, es ging um eine Trauergruppe für Kinder. Ich sammelte sie ein und stapelte sie ordentlich, drehte mich dann um auf der Suche nach einem Papierkorb.

»Jeder, wie er kann«, sagte Claudia leise.

»Sie ist ein Geier«, sagte ich. »Das geht ihr doch in Wirklichkeit alles am Arsch vorbei.«

Claudia schüttelte den Kopf und warf einen Katalog auf den Tisch. Ich schaute kurz drauf, es ging um Urnen, aber die Frage hatte sich laut Ferdi bereits erledigt. Tamara klapperte nebenan am Kühlschrank. Sie holte all das verschimmelte Zeug heraus und stapelte es auf der Fensterbank.

»Übrigens haben wir ein Problem.«
Claudia blätterte in den Urnen aus Mahagoni und Marmor.

»Echt?«

»Ja. Die Schweizer Behörden sager plötzlich, dass sie den Körper nicht herausgeben können, bevor ihn nicht jemand identifiziert hat.«

»Haben die sich vielleicht doch geirrt?« fragte Tamara.

Mein Herz machte einen Sprung. Genau daran dachte ich auch schon die ganze Zeit.

»Ausgeschlossen. Es ist reine Formsache. Aber es führt trotzdem kein Weg dran vorbei.«

»Und das fällt ihnen erst jetzt ein?!«
rief Tamara gellend. »Der

Beerdigungstermin steht fest.«

Ein Glas Essiggurken fiel aus ihrer Händen und zerschellte auf den Fliesen. Die Marinade spritzte in alle Richtungen. Tamara rutschte an der Wand herunter und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Der Aufprall hatte irgendwas mit mir gemacht. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr rühren. Tamaras Schultern zuckten, die Schluchzer erreichten mich zeitversetzt, wie Donner nach dem Blitz. Claudia schob mich aus dem Weg und hockte sich daneben, legte Tamara den Arm um die Schultern und wiegte sich mit ihr im Takt. Dann explodierte etwas über meinem Kopf. Ferdi hatte in seinem Zimmer mein ganzes mühsam

aufgebautes Lego-Parkhaus gegen die Wand geworfen.

»Ich kann es gern machen«, sagte ich.

Tamara behauptete, dass sie dazu nicht in der Lage sei, außerdem könne sie Ferdi jetzt nicht allein lassen. Claudia telefonierte mit versteinertem Gesicht und wandte sich dabei von Tamara ab, die die ganze Zeit weiter auf sie einredete. Die Schweizer Polizei war schwer zu erreichen, für den zuständigen Sachbearbeiter wurde Claudia zehnmal weitergeleitet, um wieder bei dem ersten zu landen. Ein Toter ließ sich offenbar weder mit Fotos noch mit Beschreibungen rechtskräftig identifizieren; die einzige Ausnahme

wäre der Zustand der Zähne gewesen, bescheinigt vom Zahnarzt des Toten.

»Ist es wirklich so kompliziert?« fragte ich. »Ich meine, wer soll diese Leiche sonst noch sein? Kann man nicht auch anhand von Narben...?«

»Persönliche Identifikation vor Ort oder Zahnkarte«, zischte Claudia, den Hörer zwischen Schulter und Ohr eingeklemmt, aus dem Musik tutete. »Frag nicht nach dem Sinn, Marek, es ist das Gesetz. Und nerv mich nicht mit dummen Fragen. Das mit den Zähnen geht, dauert dann aber zwei Wochen.«

»Geht nicht.« Tamara schüttelte den Kopf. »Ich halte es nicht so lange aus.«

»Was hältst du nicht so lange aus? Er bleibt noch eine ganze Weile tot«, sagte

ich.

Claudia versuchte, mir den Mund zuzuhalten, und schlug mir beinahe die Brille vom Gesicht. Tamara fixierte mit leeren Augen einen Punkt auf der gegenüberliegenden Wand. »Einer von uns kann mit dem Bestatter hinfahren, wenn er ihn ... also den Körper ... abholt.«

Meine Sohlen klebten an den Fliesen. Sie hatte das Gurkenwasser nicht aufgewischt, und die Scherben lagen herum. Ich fand einen Handbesen unterm Spülbecken und fegte sie zusammen.

»Ich kann es machen«, sagte ich. »Ich fahre mit dem Bestatter hin. Ich kann ihn identifizieren.«

Jedenfalls hoffte ich das. Wir hatten

uns lange nicht gesehen, aber das musste die Schweizer Polizei schließlich nicht wissen. Ich würde mir eben vorher von Tamara ein aktuelles Foto geben lassen.

»Du bist noch ein Kind«, sagte Tamara mit tränenüberströmtem Gesicht. Ich fand, wenn hier einer wie ein Kind aussah – und sich auch so verhielt –, dann sie.

Ich sagte, dass mir sowieso kein Mensch mein Alter ansehe. Und dass das wohl für immer so bleiben würde.

»Du musst dich doch vor Ort ausweisen«, sagte Claudia müde. Aber sie lehnte es nicht sofort ab. Im Gegenteil, sie dachte über meinen Vorschlag nach, und so etwas wie Hoffnung flackerte in ihrem Gesicht auf.

Wir ahnten längst, an wem die Aufgabe hängen bleiben würde, vierzehn Stunden Autofahrt auf sich zu nehmen, die Hälfte davon in Gesellschaft eines Sargs.

Ich fischte eine Essiggurke unter dem Küchenschrank hervor, spülte sie unter fließendem Wasser ab und steckte sie mir in den Mund.

Und dachte zum ersten Mal, seit ich hier angekommen war, wieder an Janne.



Claudia sollte um sechs Uhr morgens vom Bestatter abgeholt werden, um in die Schweiz zu fahren.

»Du musst Tamara helfen, ja?« sagte sie und kniff mich in die Wange. In der anderen Hand hielt sie eine Kaffeetasse, die sich immer wieder gefährlich neigte. »Ohne mich bist du der Mann im Haus.«

»Und wer bin ich mit dir?« Dirk fiel mir wieder ein, Claudia hatte ihn in den letzten beiden Tagen mit keiner Silbe erwähnt, ich fragte mich, ob ich mir Sorgen machen musste. Sie sah müde und abgekämpft aus, die kurzen Haare standen ab, unter den Augen lagen tiefe Schatten, bloß der Lippenstift war wie gewohnt grell und der Rock kurz. Ich küsste sie auf die Wange mit den durchschimmernden roten Äderchen.

»Pass auf dich auf«, sagte ich.

»Pass du auf sie auf«, sagte sie. »Und

auf den Kleinen.«

»Jetzt übertreib's mal nicht«, sagte ich. »Sie hat dir den Mann ausgespannt.«

»Und was hat sie jetzt davon?« Sie zog mir am heilen Ohrläppchen.

Ich stand in der Tür und sah zu, wie der lange schwarze Wagen vor dem Tor hielt. Sie winkte mir zu, bevor sie einstieg.

Ich hätte mich jetzt für ein paar Stunden wieder hinlegen können, stattdessen ging ich zum Kaffee-Spaceshuttle und drückte wieder auf ein paar Knöpfe. Die Lämpchen leuchteten, und abermals dampfte es los, aber diesmal konnte mich das nicht aufhalten. Ich zog den runden Filter heraus, wie ich es am

Vortag bei Tamara gesehen hatte, und klopfte ihn über dem Abfalleimer aus. Fand die Tüte mit den ganzen Bohner und schüttete sie in die Kaffeemühle. Dass sie allerdings so laut mahlte, hatte ich nicht bedacht. Jeder normale Mensch wäre bei dem Lärm aus dem Bett gefallen, doch im oberen Stockwerk blieb alles still.

Ich wunderte mich nicht mehr, warum Claudia es nach der Todesnachricht so eilig gehabt hatte, hierherzukommen. Ohne sie lief in Entenhausen gar nichts. Jetzt, da sie für einen ganzen Tag abgereist war, sah ich vor meinem inneren Auge, wie alles sofort auseinanderfiel. Wie Ferdi weinte, hungrig, ungekämmt und auch sonst total

vernachlässigt, wie Tamara es nicht einmal für nötig hielt, aufzustehen, wie die Ordner mit den wichtigen Unterlagen im Altpapier landeten und das Haus plötzlich zusammenbrach und uns alle unter den Marmorplatten begrub. Ich sei jetzt der Mann im Haus, hatte Claudia zu mir gesagt, und das klang nicht nach Spaß.

Ich setzte mich auf den Küchenstuhl, nachdem ich weitere Broschüren für Trauergruppen vom Sitz gefegt hatte. Irgendwie dachte ich, dass Ferdi so etwas nicht brauchte. Ich selbst hatte zu meiner Zeit jegliche Therapieangebote ausgeschlagen. Claudia hatte versucht, mich mit einem Heimkino und einer Amerika-Reise zu bestechen, wenn ich

nur bereit wäre, meinen Seelenmüll bei Fachkräften abzuladen, aber ich war standhaft geblieben wie ein Marterpfahl. Bis ich dann auf die dümmste aller Lügen hereingefallen und in den Armen des Gurus gelandet war, um in einer Woche mein Leben mit komplett neuen Augen sehen zu lernen.

Genauso wenig hielt ich von Trauerpuppen und vom Malen albtraumhafter Bilder und vom gemeinsamen Basteln. Ich war da ganz konservativ. Und ich hatte Ferdi einen Welpen versprochen, obwohl ich Hunde hasste.

Ich trank meinen Espresso, der ganz passabel geworden war, und dachte wieder an Janne. Das Gefühl, sie

vergessen zu haben, hatte mich getäuscht. Jetzt war sie wieder da, ich brauchte nur die Augen zu schließen, um sie auf den Innenseiten meiner Lider zu sehen, in einem langen Kleid, mit einem Blick, als würde auch sie mir am liebsten ein Ohr abbeißen, mit einem zarten Duft nach Limette, der so frisch war und so gut und so schlecht zugleich zu ihr passte.

Ich kippte den Espresso herunter, spuckte ein paar Körner Kaffeesatz, die sich in meinen Mund verirrt hatten, ins Spülbecken, und lief auf Zehenspitzen nach oben. Ich wusste plötzlich, dass sie mir eine SMS geschickt haben musste, vielleicht genau in diesem Moment, vielleicht schon am Abend davor. Dass sie sich um mich Sorgen machte und die

ganze Nacht wachgelegen hatte, auf eine Antwort wartend. Ich hatte ein schlechtes Gewissen und schwor mir im Laufen, Janne und das Telefon nie wieder zu vernachlässigen.

Ich fand es nicht gleich, schaute in diversen Taschen nach, unterm Kissen und unterm Bett, bis es mir aus einer Socke entgegenfiel. Ich schaltete es ein und wartete, dass mir Nachrichten und verpasste Anrufe gemeldet wurden, wartete minutenlang, das Netz hatte sich nicht gleich wieder aufgebaut. Und irgendwann wurde mir klar, dass es nicht nötig war, länger zu warten, weil niemand angerufen und niemand etwas geschickt hatte.



»Marek, mein Hase?« rief Tamara, als ich mit schweren Schritten wieder herunterging, um meine Kenntnisse des Kaffeekochens zu vertiefen. Drei, fünf Tassen wollte ich noch trinken, bis mir das Herz aus der Brust sprang, jetzt war mir alles egal. Ich wollte vergessen, dass ich der Mann im Haus war. Ich sah es nicht mehr ein. Ich hatte Ferdi die ersten sechs Jahre seines Lebens nicht gesehen, und im Grunde war es völlig unnötig gewesen, irgendetwas daran zu ändern. Ich hatte keine Lust, Tamara zu antworten, aber

sie rief mich noch einmal.

»Ist Claudi schon weg?« fragte sie, als ich durch die angelehnte Tür in ihr Schlafzimmer trat. Sie hatte geklungen, als ob sie noch im Halbschlaf lag, und genauso war es auch. Das Bett war riesig und die Wäsche getigert, darüber hing ein Spiegel und an der Wand gegenüber ein sogenannter erotischer Kalender. Bei einer anderen Gelegenheit hätte ich vielleicht einen zweiten Blick riskiert. An Tamaras Seite lag etwas Riesiges und Wuscheliges. Es stellte sich als ein mannsgroßer, zerfranster Teddybär heraus.

»Dein bester Freund?« fragte ich, lehnte mich gegen die Tür, schaute Tamara an und würgte an plötzlicher

Heiserkeit in der Kehle herum. Ich konnte die Frage, ob sie unter der Decke nackt war, nicht ganz verdrängen. Die beiden Arme und ein Bein schauten heraus, ein Haufen Kleidung lag auf dem Boden, die Schranktür stand offen, und von der Lampe hing ein Bügel mit einem Hello-Kitty-Teil herunter.

»Ich kann sonst nicht einschlafen«, sagte Tamara dumpf. »Ohne ihn, verstehst du.«

»Ich verstehe.« Ich konnte nicht aufhören ihr zuzuschauen, wie sie sich streckte und räkelte, die zerfransten Locken im Gesicht. Sie sah nicht aus wie eine Witwe.

Sie streckte den Arm aus. Vielleicht einfach so, vielleicht aber auch, um mich

näher zu winken. Ich kam also noch näher und setzte mich auf den Bettrand. Jetzt konnte ich sie riechen, ein wenig Schweiß und Parfum und ziemlich viel Frau, und mir wurde kurz schwindlig. Vielleicht fiel ich aus diesem Grund auf die Bettdecke.

Sie hatte die Arme um mich geschlungen und drückte mich fest an sich. Ich schnappte nach Luft, mir entfuhr ein Ton, der mich selbst erschreckte. Tamara ließ mich abrupt los. Ich protestierte gegen das stechende Gefühl der Einsamkeit, das sich daraufhin einstellte. Ihre nackten Füße trampelten an mir vorbei ins Bad, das Wasser rauschte, ich hörte sie gurgeln und ausspucken, irgendwas zischte, und als

sie zurückkam, roch sie nicht mehr nach Frau, sondern nach Drogerie. Keine Ahnung, wer wen zuerst küsste, aber unsere Münder verbissen sich so heftig ineinander, als könnte einer etwas für den Kummer des anderen. Ich hörte den Teddybären knurren und dachte, dass er vielleicht doch ein echtes Tier war. Ich kam erst wieder zu mir, als Tamara mir den Mund zuhielt.

»Nicht so laut. Das Kind.«

Ich lag neben ihr auf dem Rücken und schnappte nach Luft, drückte mir mit der flachen Hand auf die Kehle, weil ich plötzlich nicht mehr einatmen konnte. Ich bäumte mich panisch auf. Tamara half mir, mich aufzusetzen, und stützte mich von hinten.

»Schön weiteratmen«, sagte sie, und es klang viel weniger freundlich als alles, was ich in den letzten Tagen von ihr gehört hatte. »Du stirbst nicht, du hattest einfach ...«

»Sei still«, unterbrach ich sie mit dem ersten Atemzug, den ich wieder nehmen konnte. Am wenigsten war mir danach, irgendwas mit ihr zu besprechen. Ich legte mich wieder hin und schloss die Augen. Tamara roch schon wieder anders, nach Frau und Mann gleichzeitig. Sie roch nach mir.

Weil ich nicht wusste, ob ich mich entschuldigen oder bedanken sollte, blieb ich einfach liegen. So lange, bis ich hörte, wie sie aufstand und ins Bad ging. Als das Wasser zu rauschen

begann, wollte ich auch aufstehen.



Als ich wieder aufwachte, war das Haus still wie in der Nacht. Der Radiowecker am Kopfeende zeigte kurz nach vier Uhr nachmittags. Ich sprang aus dem Bett, sah an mir herunter und erinnerte mich an alles. Ich schnappte mir im Vorbeilaufen ein gallengelbes Badetuch, das von der Türklinke herunterhing, und wickelte es mir um. Dann rief ich nach Tamara und Ferdi, und es kam keine Antwort.

Ich stieg die Treppe in den Salon

herunter und setzte mich kraftlos auf die Couch. Das hatte ich schon mal sehr gut gemacht: Claudia war gerade abgereist, und schon hatte ich mich an der Witwe meines Vaters vergriffen und den Rest des Tages verschlafen. Wenn ihnen jetzt etwas Schreckliches widerfuhr, sie zum Beispiel vor einen Lkw liefen, weil Tamara durch dieses Erlebnis noch verwirrter war als vorher schon, wäre alles allein meine Schuld. Ich mochte entstellt sein, aber nun hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass es nicht genug war. Für den Scheißhaufen, als welchen ich mich empfand, war ich immer noch unangemessen hübsch. Ich drehte mich um und rammte die Faust in die Raufaserwand hinter der Couch. Die

zerfetzte Haut an meinen Knöcheln verschaffte mir ein wenig Erleichterung.

Mein leerer Magen grummelte, und auf dem Weg zum Kühlschrank schrillte das Telefon los.

Es war nicht mein Handy, sondern das Festnetztelefon, und ich fand nichts dabei, meinen Nachnamen in den Hörer zu husten.

»Hier auch«, antwortete Tamaras Stimme gereizt. »Ausgeschlafen? Wie ist deine Deutschnote? Was heißt ganz gut? Dann komm her und hilf mir.«

»Mit dem Taxi?« Ratlos zog ich das Badetuch höher, als würde mich jemand beobachten.

»Mit dem Fahrrad«, sagte Tamara. »Und bring Ferdi eine Banane mit.«

Ich zog mir hastig wie ein Feuerwehrmann beim Einsatz die frischen Klamotten über den ungewaschenen Körper, immer wieder die Adresse wiederholend, die Tamara mir gesagt und die ich mir in Ermangelung eines Stifts nicht notiert hatte, sondern merken musste. »Neben dem Rathaus, kennt jeder«, hatte sie gegrummelt, als ich sie nach dem Weg gefragt hatte.

Drei Fahrräder in der Garage warer platt. Bloß das letzte, ein altes rostiges Damenrad, schien noch etwas Luft in den Reifen zu haben. Ich stieg drauf und trat in die Pedale. Wo das Rathaus war, konnte ich mir noch ungefähr vorstellen. Weiter hätte ich mich durchfragen

müssen, ich freute mich schon drauf.

Unterwegs kam ich an einem Edeka vorbei und bezahlte schnell ein Kilo Bananen an der Kasse, die ich beim Fahren in einer Hand balancieren musste. Aber wenigstens der Weg war wirklich so einfach, wie Tamara es behauptet hatte. Zeitgleich mit dem Rathaus sah ich den Schriftzug der Lokalzeitung ein paar Häuser weiter. Ich parkte das rostige Ungetüm am Fahrradständer und lief, mit den Bananen bewaffnet, hinein. Tamaras Stimme nach zu urteilen war es ein ziemlicher Notfall.

Sie saß mit zwei Männern an einem abgeschabten runden Tisch und stritt mit ihnen, über irgendwelche Papiere

gebeugt. Hinter ihnen erstreckte sich ein Großraumbüro, in dem alle gleichzeitig telefonierten. Als ich näher kam, sah ich, dass vor Tamara auf dem Tisch Entwürfe von schwarz umrandeten Rechtecken lagen. In den dicken Rahmer befanden sich Blätter mit abgeknickten Rosen, brennenden Kerzen, gebrochenen Herzen, umrankten Kreuzen, gestapelten Steinen. Fotos von Wäldern und Gewässern. Und auf all diesen Ausdrucken sah ich zuerst meinen Nachnamen, bevor der Blick auf den Vornamen meines Vaters fiel.

»Was meinst du, Marek, lieber ein Foto?« fragte Tamara, als würde sie ein bereits begonnenes Gespräch fortsetzen.

»Wo ist Ferdi?« fragte ich, weil mein

Arm vom Tragen der Bananen langsam schwer wurde.

Tamara deutete hinter sich. Ich entdeckte Ferdi auf dem Boden, ebenfalls über ein Blatt Papier gebeugt. Er zeichnete. Sehr gut, dachte ich, das ist ja fast wie in der Trauergruppe.

»Ein Foto?« wiederholte sie ungeduldig.

»Um Himmels willen, Tamara.«

»Was dann? Im Katalog sind so viele Bilder. Ich kann mich nicht entscheiden.«

»Ich würde es ganz ohne machen.«

»Mit kostet auch nicht mehr, Marek.«

Die beiden Herren in Anzügen, einer mit Brille, einer ohne, sahen zwischen uns hin und her.

»Man kann auch ein Foto von ihm nehmen, als er noch jünger war ...«

»Tamara!«

»Kreuz ist immer gut, aber er war echt nicht sehr religiös ...«

»Ich bitte dich!«

»Rose ist eher für Frauen, denkst du nicht? Und Kerze für alte Leute?«

Claudia, komm zurück, dachte ich. Verhindere all die Fotos, Kreuze und Kerzen. Entwirf einen Text für eine Todesanzeige, für die sich keiner schämen muss. Bitte!

Aber sie war mit dem Leichenwagen unterwegs, um ihren toten Exehemann nach Hause zu bringen. Sie konnte nicht bei der Entscheidung helfen, ob Ranken aus Eichen- oder lieber doch aus

Ahornblättern besser zu meinem Vater passten. Ich musste da allein durch.

»Tamara«, sagte ich. »Du bist eine tolle Frau. Kann ich dich um was bitten?«

Sie sah misstrauisch zu mir auf. Die beiden Herren wechselten Blicke.

»Kannst du bitte einen kleinen Spaziergang machen? Ich erledige das hier.«

Sie sah mir in die Augen. Ich hielt dem stand. »Bitte«, sagte ich.

Sie machte »Pfft«, und dann zischte sie aus dem Raum, als wäre jemand hinter ihr her. In den Gesichtern der beiden Herren stand die Erkenntnis, dass der Ärger, den Todesfälle verursachten, das von ihnen ebenfalls verursachte

Geschäft manchmal einfach nicht wert war.

»Einen Augenblick bitte«, sagte ich.

Ich ging zu Ferdi und reichte ihm eine Banane über die Schulter. Er nahm sie ohne hinzusehen und schälte sie. Den Stift hielt er in den Zähnen, zur Abbeißen spuckte er ihn aus. Er hatte jede Menge verborgener Talente, unter anderem war er ein Turbo-Bananenesser. Wenigstens ein paar Vitamine und ein bisschen Magnesium, dachte ich. Trauer-Grießbrei alleine ist auch nichts.

Die dritte Banane gab ich nicht so leicht her.

»Du musst mir erst helfen, Ferdi«, sagte ich. »Ich sehe, du kannst ganz toll

zeichnen. Mal ein Bild von deinem Papa. Und meinem. Und dann kannst du alle Bananen haben.«



Zum Abendessen hatte Tamara Würstchen gekauft und Kartoffeln gebraten. Mich wies sie an, Gurken für den Salat zu schneiden. Ich schnitt sie ihrer Meinung nach zu dick. Also musste ich die Scheiben in feinere säbeln. Sie trug eine Schürze und tat ganz geschäftig. Ferdi saß auf seinem Kinderstuhl, den Kopf auf die Arme gelegt.

»Ne spi, Ferdi, chas budem kushat«, sagte Tamara zu Ferdi.

Er reagierte nicht.

»Vielleicht kann er gar kein Ukrainisch«, sagte ich.

»Kann ich doch auch nicht richtig«, sagte Tamara.

»Warum sprichst du es dann?«

»Es ist Russisch, Intelligenzbestie. In der Ukraine gibt es viele Russen. Das Kind soll seine Muttersprache kennen.«

»Wieso?«

»Weil.« Sie ließ den Holzlöffel fallen, mit dem sie die Kartoffelscheiben in der Pfanne umgedreht hatte, und setzte sich auf den Hocker. »Ich kann nicht mehr«, sagte sie, und dicke Tränen kullerten schon wieder über ihre

Wangen.

Ich sah sie an. Dieses nasse Gesicht, die Tropfen, die an ihren Wimpern hingen. Sie war ein kleines Mädchen, völlig egal, wie alt sie wirklich war. Manche Frauen blieben ein Leben lang kleine Mädchen, andere wurden schon alt geboren. Sie war jünger als ich, sogar jünger als Janne. Und mein Vater hatte sie ganz allein im dunklen Wald zurückgelassen.

»Ich kann nicht mehr«, wiederholte sie. »Ich will, dass er wieder da ist.«

»Ich würde ihn dir zurückbringen, wenn ich könnte.«

»Ach nein.« Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. »Ich bin so ein Idiot. Ich denke die ganze Zeit, jetzt kommt

Claudi zurück und sagt, die in der Schweiz haben sich getäuscht, das ist ein ganz falscher Typ, um den es nicht so schade ist, vielleicht hat er wenigstens kein so kleines Kind ...«

»... und keine so süße Frau«, sagte ich unbeholfen. Ich strich die Gurkenscheiben von der Messerschneide in die Schüssel, trocknete die Finger am T-Shirt und legte sie auf Tamaras zitternde Schulter.

»Sag, was ich für dich tun soll, ich mach alles, was ich kann.«

»Du bist lieb.« Sie schniefte und fuhr sich mit dem Handrücken übers verschmierte Gesicht. »Du bist genauso lieb wie er. Kannst du Ferdi hochtragen?«

Ferdi war schwer und roch nach Bananen und Milch. Er hing mit offener Mund und zurückgeworfenem Kopf wie ein Sack in meinen Armen. Mein Herz raste. Ich hatte furchtbare Angst, ihn fallen zu lassen. Ich fragte mich, ob schlafende Kinder viel unhandlicher waren als wache. Ich wusste nicht, wie ich ihn die Treppe hochkriegen sollte, ohne zu stolpern und zu stürzen.

»Soll ich lieber?« fragte Tamara.

»Nein«, presste ich zwischen den Zähnen hervor. »Mach Licht auf der Treppe.«

Stufe für Stufe stieg ich hoch, mit Ferdis Atem an meinem Hals, dem Duf seiner nass geschwitzten Haare in der

Nase, der mich an Roggenbrot erinnerte, der feuchten Haut unter dem T-Shirt, die mich fürchten ließ, dass er mir aus den Händen rutschen könnte. Ich war noch nie in den Bergen wandern gewesen und musste an meinen Vater denken. So war es wohl, Berggipfel zu erklimmen, und wenn man abstürzte, war alles vorbei.

Wir waren da, und Tamara hatte Ferdis Zimmertür für mich aufgerissen und die Nachttischlampe angeknipst, die den Raum in rötliches Licht tauchte.

Sie schlug die Decke zurück, und ich legte Ferdi aufs Bett und ging davor in die Knie. Wahrscheinlich hatte ich eine Viertelstunde gebraucht, um die Treppe hochzukommen. Tamara zog an Ferdis Hose, bis er mit seinen dünnen nackten

Beinen und der Dinosaurier-Unterhose dalag, streifte ihm die Anti-Rutsch-Socken von den Füßen, und er murmelte etwas und öffnete die Augen. Er sah mich direkt an, und ich dachte, das hätte nicht passieren dürfen, der Junge kriegt einen Schock fürs Leben, wird noch als Vierzigjähriger nur bei Licht einschlafen und niemals mit seinen Kindern in die Geisterbahn gehen, doch es war zu spät, um einen Schritt zurück ins Dunkle zu treten. Ich stand ja auch gar nicht, ich kniete.

Ferdi sah mich aus weit geöffneten Augen an und lächelte.



»Er war nicht wirklich wach«, sagte Tamara. »Er spricht oft im Schlaf und läuft manchmal sogar herum, er ist, wie heißt es, mondsüchtig.«

»Ich war auch Schlafwandler, als ich klein war«, fiel mir plötzlich ein. »Claudia hat früher immer die Haustür abgeschlossen und Messer und Scheren vor mir versteckt.«

Tamara sah mich besorgt von der Seite an.

Wir waren in die Küche zurückgekehrt, hatten das Essen fertig gemacht und saßen uns gegenüber. Das Schweigen war zäh. Ich versuchte, meinen Blick an Tamara vorbeigleiten

zu lassen, um nicht daran denken zu müssen, was heute morgen gewesen war. Jetzt, wo Ferdi nicht mit am Tisch saß, kehrten die Bilder penetrant in mein entzündetes Hirn zurück.

Tamara erhob sich zum fünften Mal, um etwas aus den Schränken zu holen. Diesmal war es eine Flasche Wodka und zwei Gläser, die sie zwischen uns auf den Tisch stellte.

»Wir haben noch gar nicht auf ihn getrunken«, sagte sie.

»Hm?« Ich drehte die Wodkaflasche und studierte das Etikett, als verstünde ich irgendetwas davon.

»Darfst du überhaupt?« fragte sie besorgt. »Bist doch schon sechzehn, oder?«

»Wenn ich dich ficken darf, darf ich auch Wodka mit dir trinken«, sagte ich, und sie schlug mir mit der flachen Hand auf den Mund: »Das will ich nie wieder hören.«

Sie schenkte ein, für sich ein kleines Glas voll, für mich ein ganz klein wenig, und stand auf. Ich tat es ihr nach. Sie hob das Glas und schloss die Augen. Ihre Lippen bewegten sich, dann führte sie das Glas zum Mund. Ich nippte an meinem, da öffnete sie wieder die Augen und stellte ihr Glas wieder ab.

»Claudi«, sagte sie.

Jetzt hörte ich es auch. Der Motor, der lauter wurde, als das Auto abfuhr, die Schritte auf den Stufen, der Schlüssel, der sich im Schlüsselloch drehte.

Claudia stand in der Tür und wankte. Erst dachte ich, sie ist verletzt, dann begriff ich, dass sie nur furchtbar müde war. Ich lief zu ihr, um sie zu stützen, aber sie entzog mir ihren Arm.

»Und?« Tamara tauchte auf ihrer anderen Seite auf. »Er ist es nicht, oder?«

»Doch«, sagte Claudia mit geschlossenen Augen.



Es wurde eine endlose Nacht. Claudia saß am Küchentisch, und vor ihr baute sich eine Schlange aus

Kaffeetassen auf. Sie trank einen Schluck und stellte die Tasse ab, nach einiger Zeit wurde der Kaffee kalt, und ich kochte ihr neuen. Ich hatte Angst, dass sie vom Stuhl fallen würde. Immer wieder kam es mir vor, als säße eine fremde Frau in Claudias Kostüm vor mir, und ich wollte sie schütteln und schreiend von ihr verlangen, meine Mutter wieder herauszurücken.

Sie erzählte nichts. Tamara saß Claudia gegenüber, fingerte an den Henkeln der Kaffeetassen herum und stellte Fragen, von denen mir schlecht wurde. Ich wollte mir nicht ausmalen, was sie bei Claudia auslösten. Sie wollte wissen, wie er ausgesehen habe, ob sein Gesicht friedlich, ob er nackt

gewesen sei, ob er ein Schildchen am großen Zeh gehabt habe, wie man es aus dem Fernsehen kennt, und ob Verletzungen sichtbar gewesen seien. Claudia schüttelte immer wieder den Kopf, als würde sie einen Schwarm Fliegen abwehren, aber Tamara ließ nicht locker, bis ich mit der Faust auf den Tisch schlug und »SEI ENDLICH STILL!« brüllte.

Tamara blinzelte mich erstaunt aus tränennassen Augen an, und Claudia legte mir die Hand auf den Unterarm, die so schwach war, dass sie wieder herunterrutschte. »Schrei sie nicht an.«

Ich sah zwischen den beiden hin und her.

»Bring sie ins Bett«, sagte Claudia

tonlos.

Ich richtete mich gehorsam auf und bot Tamara meinen Arm. Ich rechnete mit Protest, aber sie ließ sich von mir hochziehen und ging, schlurfend wie eine alte Frau, an meiner Seite die Treppe hoch. Ich begleitete sie bis zur Schlafzimmertür und blieb unschlüssig stehen. Tamara schlang den Arm um meinen Hals und drückte mir einen Kuss auf die Nase. Ich versuchte ihn zu erwidern, meine Lippen rutschten über ihre salzige Wange, dann stieß sie mich von sich und verschwand hinter der Tür.

Ich blieb davor stehen und lauschte auf die Geräusche, die sie machte, das Rauschen des Wassers in der Dusche, die schlurfenden Schritte durch den

Raum, erst als die Matratze unter ihr quietschte, kehrte ich zu Claudia zurück.

Sie saß immer noch in derselben Haltung da, in der ich sie zurückgelassen hatte, und drehte eine Zigarette zwischen den Fingern. Ich holte eine Packung Streichhölzer aus dem Küchenschrank und gab ihr Feuer. Sie zog fest an der Zigarette, dann hustete sie und hielt sie in eine der Kaffeetassen. Es zischte. Claudias Gesicht war gerötet, in den Augen standen Tränen, vielleicht kamen sie auch vom Husten.

Ich legte ihr die Hände auf die Schultern und erschrak darüber, wie schmal und zerbrechlich sie sich anfühlten. Von oben schaute ich auf ihren Scheitel, die grauen Haare, die unter

dem Honigblond nachgewachsen waren.

»Mama«, sagte ich. »Bitte geh schlafen.«

Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf den Stuhl neben sich. Ich ließ mich auf den Sitz fallen. Sie nahm meine Hand, ihre Finger waren kalt und zitterten.

»Hast du wenigstens im Auto geschlafen?«

Sie schüttelte wieder den Kopf.

»Sie waren alle sehr nett«, sagte sie. »Der Bestatter hatte von unterwegs bei der Polizei angerufen, dass wir gleich kommen, und sie hatten schon alles vorbereitet. Ich musste nur kurz rein und sagen, ja, das ist er. Ich habe ihn natürlich sofort erkannt. Er sieht aus, als würde er schlafen. Hat einen Kratzer auf

der Stirn und ist ganz kalt.«

Ich drückte ihre Hand.

»Ich bin froh, dass ich ihn gesehen habe«, sagte sie. »Ich bin froh, dass er jetzt da ist. Ich bin froh, dass er gut aussieht. Mir geht es gut damit.«

Ich nickte, als würde ich ihr glauben.

»Du musst es Tammy sagen«, sagte Claudia. »Sie ist die Witwe, sie hat ein Recht darauf zu erfahren, wie es gewesen ist. Aber ich schaffe es nicht, mit ihr darüber zu sprechen.« Ich drückte wieder ihre Hand, das sollte Zustimmung bedeuten. »Ich weiß, das ist hart für dich, aber ich bitte dich darum.«

Ich schüttelte den Kopf, um ihr klarzumachen, dass es nicht hart für mich war. Ich bekam keine Worte heraus.

Außerdem war ich furchtbar müde, draußen begann es schon wieder heller zu werden.

Und dann legte Claudia ihren Kopf auf die gekreuzten Arme und schluchzte.



Ich träumte gerade von Marlon, als jemand an mir rüttelte. Ich riss die Augen auf und sah Claudia, nicht die Claudia von gestern, sondern diejenige, die ich gewohnt war. Mit dem Lippenstift hatte sie schon wieder knapp ihre natürlichen Lippenkonturen verpasst.

»Steh auf, es ist schon zehn«, sagte sie. Ich schluckte die Bemerkung herunter, dass ich fast die ganze Nacht auf den Beinen gewesen sei. Irgendetwas sagte mir, dass sie ausgerechnet bei Claudia nicht ziehen würde.

»Tammy und Ferdi sind auch schon wach.«

»Und?«

»Und dein Vater ist tot.«

Ich sagte nicht, dass er das sicher auch noch zwei Stunden später sein würde. Seit ich gestern ihre Schultern unter meinen Händen gespürt und den grauen Haaransatz an ihrem Scheitel gesehen hatte, hatte ich keine Lust mehr, den Klugscheißer zu spielen. Mir war

eher danach, ihr einen Sessel anzubieten und eine warme Decke für die Beine.

»Wo ist eigentlich Dirk?« fragte ich.

»Dirk muss arbeiten. Er kommt zur Beerdigung«, sagte sie mit betont gleichmäßiger Stimme.

»Toll«, sagte ich.

»Finde ich auch«, sagte sie.

Als ich herunterkam, saßen sie alle um den gedeckten Frühstückstisch. Tammy trug Jeans und ein enges T-Shirt und hatte ihre noch nassen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Dabei sah sie irgendwie geladen aus. Claudia berichtete, dass Tammy in aller Frühe aufgestanden sei, um fürs Frühstück einzukaufen, Brot und Butter,

Käse und Milch, Honig und Marmelade und vor allem die Lokalzeitung, sie zählte das alles einzeln auf, als wäre Tammy ein geistig behindertes Kind, das zum ersten Mal allein mit dem Bus gefahren ist.

»Das hast du toll gemacht, Tammy«, sagte ich.

»Was soll das?« Sie knallte die aufgeschlagene Zeitung vor mir auf den Tisch.

Ich trank langsam einen Schluck Kaffee, dann schaute ich hin.

»Das ist die Todesanzeige, die ich auf deine Bitte hin in Auftrag gegeben habe.«

Claudia reckte interessiert den Hals.

»Was ist das für ein krankes Bild?«

zische Tammy.

»Das habe ich gemalt«, sagte Ferdi.

»Ich kann dem Kind nicht vorwerfen, dass es Strichmännchen malt, aber du bist keine sechs mehr, Marek, du müsstest doch ein bisschen Verstand unter deinen schicken Locken haben?«

Ich griff mir verblüfft in die Haare. Locken hatte ich noch nie gehabt, die Haare wellten sich bloß etwas, wenn sie länger waren. Seit Johanna sie mit unserer Küchenschere gekürzt hatte, waren sie schon wieder ein Stück nachgewachsen.

»Diese ganzen Kerzen, Kreuze und abgeknickten Rosen sind furchtbar«, sagte ich. »Wenn du einen Funken Geschmack hättest, hättest du es

ebenfalls gleich erkannt.«

»Wenn du einen Funken Verstand hättest, hättest du kein Strichmännchen-Porträt in die Todesanzeige deines Vaters übernommen«, schrie Tammy mit einer Stimme, die eine bösertige Attacke auf mein Trommelfell und mein ganzes vegetatives Nervensystem war. Ich hatte das Bedürfnis, mich sofort in einer schalldichten unterirdischen Höhle zu verstecken.

»Und warum ist das alles weiß auf schwarz abgedruckt? Ist das Pfusch? Druckfehler? Oder hättest du vielleicht einmal deine Sonnenbrille abnehmen müssen, um den Unterschied zu erkennen?«

»Alle haben schwarz auf weiß«, sagte

ich.

»Eben.«

»Ich wollte mal was anderes. Genau umgekehrt. Es ist ein Todesfall, was ist so schlimm am schwarzen Hintergrund?«

»Wie soll ich nach dieser Anzeige vor die Haustür treten und den Leuten in die Augen schauen? Wie soll Ferdi in den Kindergarten gehen, wenn alle Eltern seiner Freunde diese Anzeige gesehen haben? Und auch noch mit meinem Namen unterschrieben?«

»Ich hätte dich doch schlecht weglassen können, wenn du zufällig die Witwe bist. Wir stehen alle darunter.«

»Du bist in ein paar Tagen weg und kommst nie wieder. Und ich muss in diesem Kaff überleben, du hast meinen

Ruf ruiniert!« Die ersten Worte hatte Tammy noch ruhig gesprochen, am Ende schrie sie schon wieder.

»Vielleicht ziehst du dir, wenn du dir Sorgen um deinen Ruf machst, einmal ein Oberteil an, das deine Titten bedeckt«, brüllte ich zurück. Claudia hatte bis dahin regungslos zugehört, jetzt zuckte ein Muskel in ihrem Gesicht, und ich wusste, dass ich übertrieben hatte.

»Verzeih mir, Tammy, das tut jetzt wirklich nichts zur Sache«, sagte ich schnell. »Deine Kleider und deine Figur sind sensationell wunderhübsch, und du hast echt total super fürs Frühstück eingekauft.«

»Halt einfach nur die Klappe, Marek«, sagte Claudia.

Sie streckte den Arm aus und pflückte die Zeitungsseite vom Tisch. Breitete sie vor sich aus und studierte sie minutenlang.

»Die Angaben zur Beerdigung habe ich von Tammy, falls da ein Fehler sein sollte«, beeilte ich mich zu sagen.

»*Da* ist kein Fehler, Feigling«, sagte Tammy verächtlich.

»Ich finde es in Ordnung«, sagte Claudia schließlich. »Es ist in der Tat ... etwas unkonventionell. Aber ich könnte mir vorstellen, dass er es zu schätzen gewusst hätte. Und vor allem dein tolles Bild, Ferdi.«

Ferdi lächelte sie schüchtern über seine Breischüssel hinweg an.



Als Nächstes erklärte Tammy am Frühstückstisch, dass auch sie meinen Vater noch mal sehen wollte.

»Echt?« fragte ich mit vollem Mund.
»Wozu?«

»Um mich zu verabschieden, Idiot.«

»Das ist in ihrem Kulturkreis so üblich. Eine Verabschiedung am offenen Sarg«, sagte Claudia tonlos zu mir, aber natürlich hörte Tammy es trotzdem.

»Wie soll man es sonst machen?« fragte sie. »Ferdinand muss ihn auch sehen.«

Ich dachte, ich hätte mich verhört. Claudia guckte ebenfalls ratlos. Ferdinand

süßte gerade seinen Grießbrei mit mehreren Löffeln Nutella, die er gründlich verrührte. Dann löffelte er die braun gewordene Pampe in seinen wahrscheinlich noch seit gestern verschmierten Mund.

»Bist du dir sicher?« fragte Claudia schwach.

»Schließlich sieht er ihn nie wieder.«
Tammy drehte sich zu ihrem Sohn.

»Ferd, hochesh uvidet papu?«

Ferd nickte ohne aufzusehen.

»Was war das?« fragte ich misstrauisch.

»Wir haben es geklärt«, sagte Tammy. Seit wir miteinander geschlafen hatten, schien ich sie nur noch zu reizen. Vielleicht hatte ich mich besonders

bescheuert angestellt.

»Glaubst du nicht, dass es für den Kleinen traumatisch wird?«

»Was?« fragte Tammy.

»Ich kann nicht mehr streiten«, atmete Claudia aus. »Sonst halte ich das alles nicht durch.«

Ich schaute sie an. Dann einigten wir uns ganz schnell darauf, dass ich Tammy und Ferdi ins Bestattungsinstitut begleitete. Das hieß, Claudia fragte mich zaghaft, ob ich es tun würde, und ich sagte Ja. Sie flüsterte, jemand müsse schließlich für den Kleinen da sein, und Tammy werde dafür in der Situation sicher kaum in Frage kommen. Ich sah Claudia an und wusste, dass ich sie nicht bitten konnte, es für mich zu

übernehmen. Die Zeiten waren vorbei.

»Du musst nicht mit, wenn du Angst hast«, sagte Tammy verächtlich, während sie sich vor dem Spiegel im Flur den Lidstrich nachzog.

Ich hatte keine Lust mehr mit ihr zu streiten, selbst die Bemerkung, dass *er* ihren Lippenstift nicht mehr sehen konnte, verkniff ich mir. Ich sagte nur: »Er ist schließlich auch mein Vater«, und wunderte mich still darüber, warum Ferdis Hosentaschen so ausgebeult aussahen. Ferdi stand ganz konzentriert da, die Augen ins Nirgendwo gerichtet, und wartete, bis Tammy ihren Pferdeschwanz gelöst und genauso wie vorher zusammengebunden hatte.

Auf der Straße hakte sie sich bei mir

unter. An der anderen Hand hielt sie
Ferdinand. Ich hatte mich noch nicht daran
gewöhnt, dass man hier alles zu Fuß
machen konnte, Bananen,
Zeitungsredaktion, Bestattungsinstitut,
alles praktisch um die Ecke. Ich
betrachtete Tammys Profil. Wir mussten
immer wieder anhalten, damit Tammy
Beileidsbekundungen der
vorbeiflanierenden Einhäuser
entgegennehmen konnte. Manche liefen
ihr auf der Straße hinterher, um sie zu
umarmen und ein paar Worte über
meinen Vater zu sagen. Tammy sah
zerbrechlich und würdevoll aus. Ferdie
wechselte an meine Hand, damit Tammy
ihre zum Händeschütteln freihatte.
Nachdem sie sich bedankt hatte, stellte

sie mich jedes Mal äußerst feierlich vor, und nun drückte ich Hände und murmelte Dankesworte, mich rücksichtsvoll von den Leuten abwendend, die ihre Blicke rasch senkten, als hätten sie einen Fünfinger auf den Bürgersteig fallen gelassen, und ihre Hand aus meiner zurückzogen.

Ich hatte überhaupt nichts dagegen, dass wir so oft aufgehalten wurden. Ich hatte es nämlich nicht eilig. Aber irgendwann waren wir trotzdem da. Ich erinnerte mich sofort an diesen Laden, der in einem Fachwerkhaus untergebracht war. Als Kind war ich hier oft stehen geblieben und hatte die nach Jahreszeit wechselnde Dekoration im Schaufenster bewundert. Am

schönsten fand ich es in der Vorweihnachtszeit, wenn die Urnen auf Watte gebettet und mit künstlichem Schnee bestreut wurden, bläuliche Kristalle auf den Tannenzweigen glitzerten und alles so feierlich strahlte, dass ich angeblich mit fünf Jahren Claudia gefragt hatte, ob wir nicht auch so etwas Hübsches für mein Zimmer haben könnten.

Aber nun war Oktober, und im Schaufenster wurde eine Art Erntedank nachgespielt, mit Kastanien, Äpfeln und Maiskolben, beflattert von gelben und roten Ahornblättern, die an fast unsichtbaren Drähten herunterhingen. Ich fragte mich, wie sie wohl demnächst zu Halloween umdekorierten würden.

Tammys Hand zitterte an meiner Armbeuge, ich ließ Ferdi kurz los und bedeckte ihre Finger mit meiner Hand. Ihr dicker goldener Ehering war angewärmt von der Sonne. Sie blieb stehen, ich also auch. Minuten vergingen.

Sie zog ihre Hand zurück und ging als Erste durchs Tor.



Hinter dem Fachwerk verbarg sich ein quadratischer asphaltierter Hof, in dem mehrere Autos parkten, darunter der Leichenwagen. Zwei kindsgroße Engel bewachten den

Eingang zu einem niedrigen Flachbau. Daneben wartete der Bestatter.

»Ich habe alles vorbereitet«, sagte er und hielt Tammys Hand lange in seiner.

Sie nickte und sah auf die Tür, die er mit einem Schritt zur Seite freigab. Ich starrte sie auch an. Dann drückte ich Ferdis Finger so heftig zusammen, dass er laut »Autsch!« sagte.

»Gehen Sie gemeinsam hinein?« fragte der Bestatter.

Nein, wollte ich schreien. Ich will gar nicht hinein, und ich bin überhaupt nicht der Meinung, dass Ferdi hinein soll. Ich will nicht dafür mitverantwortlich sein, dass der Junge einen weiteren Schaden fürs Leben bekommt. Ich halte nichts von osteuropäischen Sitten, einen Toten

abzuknutschen. Lasst mich bitte gehen.

Aber Tammy blickte mich aus aufgerissenen Augen von schräg unten an.

»Ich gehe zuerst«, sagte ich.

»Zusammen«, atmete sie aus.

Der Bestatter hielt uns die Tür auf. Ferdi quietschte wieder an meiner Hand. Der Geruch schmelzenden Wachses zog uns entgegen. Ich merkte, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten hatte.

Jetzt standen wir drin. Der Bestatter machte die Tür zu. Ich drehte mich kurz um, er wartete mit gefalteten Händen und gesenktem Blick am Ausgang.

Ich schaute nach vorn und hätte am liebsten geschrien.

An der gegenüberliegenden Wand

stand ein offener Sarg. Dort schlief ein Mann. Natürlich wusste ich, dass dieser Mann mein Vater war und dass er nicht schlief. Ich versuchte nach vorn zu gehen, aber meine Beine gehorchten mir nicht.

Es machte Klick hinter meinem Rücken, und leiernde Orgeltöne füllten den Raum. Mein Vater lag im Sarg, und er war tot, toter als tot, er würde nie wieder aufstehen können. Und trotzdem war er genauso, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Wie eine genaue Nachbildung, eine Wachsfigur. Ich hatte es in all den Jahren nicht geschafft, ihn zu vergessen.

Dafür hatte ich Ferdi vergessen. Er war nicht mehr an meiner Hand. Ich

drehte mich um. Er stand neben dem Bestatter und guckte mir entgegen. Tammy war in der Ecke zusammengesackt.

»Komm, Ferdi«, sagte ich. »Wir gehen wieder raus.«

Plötzlich stand er an meiner Seite. Ich nahm seine Finger, die warm und verschwitzt waren und vertrauensvoll in meine Hand glitten. Mit ihm zusammen konnte ich mich auf den Füßen halten. Er zog mich unerbittlich nach vorn, und ich konnte nicht anders, als ihm zu folgen. Er stellte sich auf Zehenspitzen und schaute in den Sarg. Dann entzog er mir seine Hand, um die Spitzendecke zu berühren, mit der unser Vater bis zur Taille zugedeckt war. Die Decke verrutschte.

»Ferdinand«, flüsterte ich erschrocken.

»Was ist das?« Er deutete mit seinem kleinen Zeigefinger auf die Schürfwunde, die unser Vater an der Stirn hatte. Der Finger hing über dem Gesicht in der Luft, dann sank er tiefer und berührte für einen Moment die Haut.

»Kalt«, sagte Ferdinand.

»Er hat sich wehgetan, aber er spürt es nicht mehr«, murmelte ich. Je länger ich dastand, desto ruhiger wurde ich. Ich wollte nicht mehr schreien und weglaufen. Ich sah auf den Körper meines Vaters herunter. Er hatte einen Anzug an, ein weißes Hemd, eine weiße Krawatte, so war er immer ins Gericht gefahren und hatte dort eine Robe darüber angezogen. Die Krawatte war

verrutscht. Ohne wirklich fassen zu können, was ich da gerade tat, streckte ich die Hand aus und rückte sie zurecht.

Ferdi lief um den Sarg herum. Wieder wuselten seine Finger über dem Gesicht unseres Vaters. Dann bohrte er ihm ohne Vorwarnung den Zeigefinger ins Ohr.

»Vorsichtig«, zischte ich, aber er ignorierte mich. Er drehte noch ein paar Runden um den Sarg. Seine Hände glitten die Kante entlang.

»Das ist nur die Hülle, Ferdi.« Ich hatte das dumme Gefühl, schon wieder etwas sagen zu müssen. Nicht für ihn, eher damit ich selbst wusste, dass ich überhaupt noch sprechen konnte. Meine von Orgelklängen gedämpfte Stimme klang fremd. Er nickte; er sah ja alles

selbst. Dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und zog mehrere Spielzeugautos und einige schon etwas matschige Schokoriegel heraus. Er parkte die Autos die Krawatte entlang, eins rutschte herunter, Ferdi fummelte im Sarg herum, um es wieder rauszuholen.

»Ferd, perestan!« Tammy hatte sich aufgerappelt und stand jetzt neben uns. Ich machte einen Schritt zur Seite, um sie zum Kopfende vorzulassen. Sie zitterte so heftig, dass der Boden unter uns zu wackeln schien. Alles zitterte mit ihr. Ich legte ihr den Arm um die Schultern und zog sie an mich, damit sie etwas weniger zitterte. Sie streckte die Hand aus und berührte die Bartstoppeln im toten Gesicht. Fuhr wieder zurück,

erschrocken über die Kälte. Und dann schüttelte sie meinen Arm ab und warf sich auf die Brust meines Vaters.

Sie schluchzte so laut, dass ich befürchtete, irgendwas in ihr könnte kaputtgehen. Ich drehte mich kurz nach hinten. Der Bestatter hatte den Raur verlassen. Ich hörte auch die furchtbare Musik nicht mehr. Meine junge Stiefmutter küsste das Gesicht meines toten Vaters, und in mir regten sich zwei Gefühle, die ich nicht sehr gut kannte. Das eine war Ehrfurcht, die mich so ausfüllte, dass ich kurz vorm Platzen war. Das andere war Neid.

Tammy wurde still und lag mit dem Kopf auf dem Kissen, ihre Wange gegen seine gelehnt. Dann richtete sie sich auf,

wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und begann, die verrutschte Decke zu richten.

»Hat er Schuhe an?« Ferdi versuchte mit der Beharrlichkeit eines jungen Naturforschers, unter die Decke am Fußende zu schauen.

»Perestan«, sagte Tamara. Ich stellte mir plötzlich vor, dass mein Vater vielleicht deswegen zugedeckt war, weil der Bestatter sich das Ankleiden der unteren Körperhälfte gespart hatte, und zog Ferdi weg von den Füßen.

»Warum hat er die Hände so?« Ferdi ruckelte an den gefalteten Händen.

»So kann er besser schlafen.« Tammys Stimme raschelte zärtlich durch den Raum.

»Glaub ich nicht.« Ferdi versuchte die Hände zu lösen. Und anstatt ihn in gewohnter Manier anzumotzen, machte Tammy plötzlich mit.

»Hilf uns doch«, warf sie mir über die Schulter zu.

»Nein«, sagte ich mit aller Entschlossenheit, die ich noch in mir spürte. Ich hatte Angst, dass sie noch was kaputt machten. Mir war ganz unklar, warum ich plötzlich trotzdem mitmachte. Es war aussichtslos: Die Hände waren unlösbar ineinander verkeilt, hart und kalt, und plötzlich brüllte ich auf. Ich hatte das Gefühl, dass sich ein Finger bewegt hatte.

»Was kreischst du so?« Tammy zog vorsichtig und konzentriert an den

Unterarmen. Ferdi half von der anderen Seite.

»Ich glaube, er hat sich bewegt.«

Sie warf den Kopf zurück und lachte. Es hallte durch den ganzen Raum.

»Ferd, das macht keinen Sinn«, sagte sie. »Wir lassen ihn so. So ist es auch okay.«

Ferd ließ frustriert die Arme hängen.

Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war. Zwischendrin war die Tür auf- und wieder zugegangen. Tammy küsste meinen Vater noch ein paar Mal, es schmatzte saftig durch den Raum.

»Ferd, willst du auch?« fragte sie.

Er nickte, und ich hob ihn hoch. Er berührte die Wange des Toten mit seinen Lippen. Ich ließ ihn wieder herunter.

Verdammt, dachte ich, er ist doch erst sechs.

»Und jetzt du.« Tammy stieß mich in den Rücken.

»Ich will nicht«, sagte ich. Ich hatte die Grenze dessen, was für mich möglich war, längst überschritten. Ich hatte nicht vor, mich noch weiter von ihr zu entfernen.

»Du musst.«

»Ich muss hier gar nichts.«

»Danach wirst du dich besser fühlen, versprochen.« Tammys Hand ruhte immer noch zwischen meinen Schulterblättern. Ich spürte die Hitze durch mein T-Shirt. Der Raum war kalt.

Damit sie endlich Ruhe gab, beugte ich mich über den Sarg. Ich hatte nicht

vor, meinen Vater zu küssen. Ich hatte Angst davor. Aber meine Nasenspitze berührte seine und fiel nicht ab, und ich rutschte etwas höher und spürte seine Marmorstirn unter meinen Lippen. Ich konnte mich nicht an den letzten Kuss erinnern, den er mir gegeben hatte.

Ich richtete mich mit geschlossenen Augen wieder auf. Unter meinen Augenlidern brannte es.

Tammy gab mir die Sonnenbrille, die in den Sarg gefallen war, als ich mich darübergerbeugt hatte. Sie nahm mich an die Hand, an der anderen führte sie Ferdi. In der Tür blieben wir stehen und drehten uns alle gleichzeitig um. Mein Vater lag im Sarg, neben ihm brannte eine meterhohe weiße Kerze, und ich

dachte, dass wir ihn jetzt für immer zurücklassen mussten. Ferdi sah ihn mit verdrehtem Hals an, auch dann noch, als wir bereits durch die Tür in die Sonne getreten waren. Er drehte sich immer wieder um, bis die Tür zufiel. Der Bestatter wartete mit gefalteten Händen neben einem Steinengel und vermied es rücksichtsvoll, in unsere Gesichter zu sehen.

Wir verabschiedeten uns und gingen. Es war sehr warm, die Sonne leuchtete von oben in den Spalt zwischen Brille und Gesicht auf meine Augenlider, die Schritte federten auf dem Asphalt, und ich stellte erstaunt fest, dass Tammy recht gehabt hatte. Mir war so leicht ums Herz wie schon lange nicht mehr.



Claudia sagte, ich bräuchte keinen schwarzen Anzug. Tammy behauptete das Gegenteil.

»Du wirst übersüß aussehen«, sagte sie, Claudias vernichtende Blicke ignorierend. »Wie oft stirbt dein Vater schon?«

»Er ist noch ein Junge.« Claudia hatte die Stimme eines erschöpften Generals, der noch eine letzte Schlacht gewinnen und dann zusammenbrechen will. »Er braucht keinen affigen Anzug. Er kann eine schwarze Jeans tragen.«

»Er ist ein Mann.« Tammy verstrubbelte mir die Haare. »Ferdinand ist auch ein Mann. Er kriegt auch einen Anzug.«

Claudia seufzte. Jetzt verhielt sie sich so, wie man es von einer Exfrau gegenüber ihrer Nachfolgerin erwartete. Sie war genervt. Sie verdrehte die Augen. Sie hat keine Kraft mehr, dachte ich. Dass sie all das vorher nicht getan hat, war ein Wunder der Selbstbeherrschung, das zu wenig gewürdigt wurde.

»Bald ist es vorbei«, sagte sie und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück, nachdem Tammy wütend abgerauscht war, um in der Garage irgendwelche Müllsäcke zu sortieren,

als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt. »Nach der Beerdigung geht es besser.«

»Warum?« fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. »Ist immer so.«

»Es ist kein Problem für mich, einen Anzug zu tragen. Ich habe überhaupt keine schwarze Jeans.«

Wir gingen einkaufen, Claudia und ich, nur wir beide, als wäre ich noch so alt wie Ferdi. Es gab nicht viele Möglichkeiten. Der eine Laden am südlichen Marktplatzrand verkaufte Übergrößen, der am nördlichen führte alles von Zahnstochern bis zur Unterwäsche, und in der letzten, nach

Osten ausgerichteten Boutique probierte ich Hosen an. »Wir könnten auch nach Frankfurt zum Einkaufen fahren«, hatte Claudia vorgeschlagen, aber ich hatte nur abgewunken.

»Claudia«, sagte ich leise, als ich aus der Kabine kam. Sie wartete mit geschlossenen Augen, auf einem Hocker sitzend, gegen die Wand gelehnt. Ich rief sie noch einmal, sie reagierte nicht. Erst dachte ich, dass sie der Schlag getroffen hatte, aber sie war einfach nur eingeschlafen.

Ich atmete aus und wischte mir mit der Hand übers Gesicht. Claudia öffnete die Augen und lächelte.

»Du siehst gut aus«, sagte sie.

»Danke. Sitzt auch gut.«

»Nein, alles zusammen ist wirklich klasse. Schau dich mal an.« Sie deutete auf den hohen Standspiegel und spähte von unten in meine Augen.

»Danke, nein«, sagte ich.

Ihr Gesicht verzog sich, als wäre ich ihr mit voller Absicht auf den Fuß getreten.

»Es tut mir leid, Claudia, aber ich werde es nicht tun«, sagte ich. »Ich will mich nie wieder ansehen. Verstehst du, nie wieder. Du brauchst mich gar nicht danach zu fragen. Und es ist okay für mich. Ich führe ein absolut ausgefülltes Leben, ich trage meinen Vater zu Grabe, ich kaufe mir einen Anzug, ich finde sogar immer wieder ein Mädchen, das es trotz meines Gesichts mit mir

versuchen will. Ich bin im Grunde genommen ein glücklicher Mensch, und jetzt hör bitte auf, mich an meine glorreiche Vergangenheit zu erinnern. Es ist vorbei. Es verletzt dich mehr als mich.«

Sie nickte und schaute herunter auf ihre Hände.

Ich ging zurück in die Kabine und holte das Handy aus der Tasche meiner Hose, die ich zum Anprobieren ausgezogen hatte. Ich schaute hundertmal am Tag darauf. Janne hatte sich nicht gemeldet. Ich wusste inzwischen, dass sie es nicht tun würde, und trotzdem wartete ich darauf.



»Meine Mama kommt«, sagte Tammy, als wir ins Haus zurückkehrten, ich mit der Einkaufstüte in der Hand, Claudia mit einem Fächer, den sie beim Ein-Euro-Laden nebenan am Marktplatz erstanden hatte. Sie fächerelte sich Luft zu und atmete schwer, obwohl es gar nicht so heiß war. Ich machte mir Sorgen um ihren Blutdruck.

»Sie kommt zur Beerdigung.« Tammy redete weiter, nachdem weder Claudia noch ich ihre Ankündigung angemessen gewürdigt hatten. »Heute Nacht landet sie.«

»Gut, dass du es jetzt schon sagst«,

sagte Claudia matt. »Kommt sie alleine?«

»Was denkst du denn, die Flüge sind teuer.«

»Das ist sehr nett von ihr, dass sie kommt«, formulierte ich vorsichtig.

Tammy sah mich an, als hätte ich etwas sehr Schwachsinniges gesagt.

»Was ist?« fragte ich.

»Es ist ihr Schwiegersohn, verstehst du?«

»Hat sie ihn eigentlich schon mal gesehen?«

»Nein.«

»Reg dich nicht auf«, sagte Claudia.

»Natürlich zahlt Tammy ihr das Ticket, aber mit deinem Erbe hat es nichts zu

tun.«

»Sei nicht albern, mir geht es nicht darum.«

»Sondern?«

Ich konnte es ihr nicht erklären. Irgendwie hatte alles auf höchst verschlungenen Wegen am allermeisten mit Janne zu tun. Aber das hätte ich auch unter Androhung der Todesstrafe nicht herausgebracht.

»Ich brauche nicht noch mehr Leute, die mich angaffen«, sagte ich.

Claudia zuckte mit den Schultern. »Todesfälle, Geburten und Hochzeiten sind seit Menschengedenken als öffentliche Ereignisse angelegt. Dagegen anzukämpfen hat gar keinen Sinn. Mach dich darauf gefasst.«

Ich hatte gar nicht geahnt, dass sie so grausam sein konnte.



Die ukrainische Schwiegermutter meines Vaters sollte kurz nach Mitternacht landen.

»Du hast einen Führerschein?« fragte ich Tamara staunend, als sie die Autoschlüssel suchte, immer wieder die Landezeiten in ihrem Handy checkend. Dann rief ich mir in Erinnerung, dass Tamara vor einer Woche vielleicht noch ganz lebensstüchtig gewesen war. Es war unwahrscheinlich, dass mein Vater sie

immer an der Hand geführt und ihr alles abgenommen hatte. Auch wenn sie sein geliebtes kleines Mädchen mit den großen Brüsten war. Irgendjemand musste ja trotzdem zwischendrin die Mörder und Vergewaltiger verteidigen und Geld heranschaffen für neue Steinskulpturen im Garten.

»Im Gegensatz zu dir, Kleiner«, sagte sie hochnäsiger. »Machst du eigentlich auch diesen Führerschein mit siebzehn?«

»Begleite sie zum Flughafen, Marek«, ordnete Claudia mit einer Stimme an, die keinen Widerspruch duldete.

»Und wenn ich Nein sage?«

»Mach das einfach, Marek«, sagte Tammy. »Wenn ich gegen einen Baum fahre, ist Claudi uns beide auf einmal

los.«

Ich konnte mir nicht erklären, was passiert war. Warum die Stimmung derart gekippt war und wir keine glückliche trauernde Familie mehr waren wie kurz nach meiner Anreise. Warum Tammy und Claudia sich auf einmal angiften mussten. Eine Stunde zuvor waren sie sich über die Gestaltung der Trauerfeier in die Haare geraten. Tammy lehnte Claudias klassische Playlist mit der Begründung ab, dass es Altherrenmusik sei. Sie winkte mit zwei seltsam aussehenden CDs, eine dritte klemmte unter ihrem Arm.

» *E r war* ein alter Herr!« sagte Claudia, mit letzter Kraft um Selbstbeherrschung ringend. »Er war ein

alter Herr, und zu seiner Beerdigung werden noch viel mehr alte Herren kommen. Kollegen, Klienten, der Bürgermeister, verdammt noch mal.«

»Na und? Ist doch nicht ihre Beerdigung.«

Claudia stöhnte.

Schließlich setzte sie sich bei der Musik durch. Dafür hatte Tamara beim Leichenschmaus die Nase vorn.

»Wir werden alle hierher einladen.« Sie hatte die Arme ausgebreitet, als wollte sie ihr Haus umarmen. »Hier ist viel Platz.« Und es ist mein Revier und ich habe hier das Sagen, stand auf ihrer makellosen, nur geringfügig von einer frischen Kummerfalte verunstalteten Stirn.

»Und der Streuselkuchen? Und der Kaffee?« Claudia sah zur Seite, als ginge es über ihre Kräfte, Tammy auch noch ins Gesicht schauen zu müssen.

»Wen beauftragst du damit?«

»Niemanden«, sagte Tammy. »Ich koche selbst. Mit Mama.«

»Für zweihundert geladene Gäste?«

»Von mir aus für tausend.«

»Warum streitet ihr euch ständig?« fragte ich im Auto. Mir fiel auf, dass Tammy ihre Nägel seit heute schwarz lackiert trug. Sie fuhr wie eine Wahnsinnige, und ich überprüfte mehrmals, ob ich auch wirklich angeschnallt war. Ich hatte mein Leben noch vor mir. »Ich meine, es hat vorher

alles zwischen euch nach Friede, Freude, Eierkuchen ausgesehen. Ihr wart so lieb zueinander.«

»Was?« Sie hatte mir überhaupt nicht zugehört.

»Nerv meine Mutter nicht so, Tammy, sie geht auf dem Zahnfleisch«, sagte ich lauter.

Sie biss sich auf die Unterlippe.

»Ich weiß, du hast es auch nicht leicht«, sagte ich diplomatisch.

Sie drehte den Kopf zum Fenster. Da sie dabei 180 fuhr, machte ich mir etwas Sorgen.

»Schau nach vorn, bevor noch was passiert.«

»Bei dir kann es eh nicht viel schlimmer werden«, sagte sie.

»Kotz dich ruhig aus, macht mir nichts aus.«

Sie wandte mir ihr Gesicht zu. In ihren Augen standen Tränen, und ich kapierte gerade gar nicht, was der Auslöser dafür war. Ihre Mutter reiste an, war das ein Grund zum Weinen?

»Entschuldige«, sagte ich, obwohl jetzt eigentlich sie damit dran war. »Warum ist deine Mutter eigentlich noch nie hier gewesen?«

Tamara sagte nichts.

»Nicht einmal zur Hochzeit?«

»Es war eine kleine Hochzeit«, murmelte sie.

»Warum eigentlich?«

»Weil.« Ich seufzte. Das Gespräch barg nichts als Fettnäpfchen. Zum ersten

Mal dämmerte mir, dass Tammys ferne Angehörige über ihre plötzliche Schwangerschaft vom Vater der Gastfamilie vielleicht gar nicht so beglückt gewesen waren, wie ich es immer unterstellt hatte. Mein Vater und Tammy hatten sofort geheiratet, damit sie nicht zurück in die Ukraine gehen musste. Vielleicht war mein Vater über diese Hetze selbst nicht so glücklich. Vielleicht war er gar nicht rasend verliebt, sondern einfach nur ein anständiger Mann. Vielleicht war alles wirklich ganz anders gewesen, als ich mir immer ausgemalt hatte.

»Ich war zweimal mit Ferdi bei meiner Familie in der Ukraine«, sagte Tammy.

»Weiß sie eigentlich Bescheid, deine Mutter?«

»Worüber? Dass er tot ist? Natürlich, deswegen kommt sie doch.«

»Darüber.« Ich wedelte mit der Hand vor meinem Gesicht.

»Ach so«, sagte Tammy. »Mach dir keinen Kopf. Die Welt dreht sich nicht um deine zwei Pickel. Sie hat wirklich schon Schlimmeres gesehen.«



Wir warteten am Frankfurter Flughafen unter dem Bildschirm mit den Landezeiten. Mir

schmerzte der Kopf, den ich die ganze Zeit in den Nacken gelegt hatte. Tammy hatte sich bei mir eingehakt und ihre Stirn auf meine Schulter gebettet.

»Lass das lieber«, sagte ich.

»Warum?«

»Wegen Pietät und so.«

»Wegen wem?« Sie küsste mich auf die Wange und dann noch mal auf den Hals.

»Du bist Witwe, Tammy.«

»Eben.«

»Also hör auf, mich abzuknutschen.«

»Du bist wie ein Bruder für mich.« Sie küsste mich aufs Ohr, das war ein bisschen laut. »Wie ein Cousin«, korrigierte sie sich. »Ohne dich wäre ich längst durchgedreht.«

Sie redete, als wäre sie betrunken. Es kam mir sogar vor, als stünde sie nicht ganz fest auf ihren Beinen. Ich stützte sie. Ihre Taille war ganz schmal, ich konnte sie mit einem Arm umfassen. Für einen Moment spürte ich, dass sie hinter den Ohren nach Pfingstrosen roch. Dann schob sie mich mit beiden Händen weg und versuchte, aus eigener Kraft Halt zu finden. Ihr Absatz erwischte meinen Fuß, aber ich gab keinen Ton von mir.

»Mama«, rief sie gellend und stolperte davon.

Ich hatte gedacht, dass Tammys Mama wie sie sein würde, lange Beine, lange Haare, nur vielleicht doppelt so alt. Oder, etwas unwahrscheinlicher, eine

kleine runde Frau mit langem Mantel und Kopftuch, wie ich sie früher auf den Kiew-Fotostrecken im National Geographic gesehen hatte. Ich hatte an allerwenigsten damit gerechnet, dass Tammys Mutter wie Claudias Kopie aussehen würde, groß, mit zerzaustem kurzen Haar, das nicht blond, aber rot war – Claudia hatte den Farbton vor einigen Jahren auch schon gehabt. Tammys Mama trug eine auffällige Brille und hatte einen großen Mund. Und sie sprach Englisch, und zwar um Längen besser als ich.

»Meine Mutter ist Professorin, Idiot« zischte Tammy in mein Ohr, während ich den verdächtig großen Koffer hinter mir herzog. Ich hatte versucht, der

angereisten Mama Komplimente zu ihren Sprachkenntnissen zu machen.

»Hättest du andeuten können«, zischte ich zurück. »Du siehst ihr gar nicht ähnlich!«

»Gott sei Dank.«

Irgendwie kapierte ich auf einmal, warum Tammy und Claudia sich nicht mehr vertrugen. Ich jedenfalls mochte ihre Mutter. Sie stellte sich als Evgenija vor, die russische Variante von Eugenia, englisch Eugene, und ihre ausländischen Kollegen sagten Jenny zu ihr.

Mir gefiel der Händedruck, der die englischen Sätze begleitete, die ich für Beileidsbekundungen hielt. Mir gefiel ihr Akzent, den ich auch gern gehabt hätte. Mir gefiel die mäßig interessierte

Art, mit der sie kurz, mit flüchtiger Aufmerksamkeit, in mein Gesicht geschaut hatte, bevor sie sich ihrer Tochter zuwandte. Und mir gefiel, dass Tammy in ihrer Gesellschaft sich plötzlich veränderte. Die Spannung wich aus ihrem Körper, sie saß zusammengesackt am Steuer, mit rundem Rücken, herunterhängenden Schultern, und unterhielt sich leise mit ihrer Mutter, und ich lauschte ihrem Gegurgel wie einem Windspiel oder fernem Meeresrauschen. Ich lehnte mich auf dem Rücksitz zurück und döste immer wieder weg. Ab und zu öffnete ich ein Auge und traf Tammys Blick im Rückspiegel.

»Übermorgen ist alles überstanden«, sagte Claudia. Sie hatte zur Begrüßung nicht aufstehen können, weil Ferdi auf ihrem Schoß schlief und Tammys Mutter hatte sie stürmisch darin bekräftigt, dass das Kindeswohl immer vorgehe. Sie schüttelten sich über Ferdis verschwitzten Kopf die Hände. Die Sachlichkeit von Ferdis ukrainischer Oma brüskierte mich. Sachlich waren wir schließlich selbst, hier hätte ich Emotionen erwartet. Ich hatte das Gefühl, dass in den Blicken, die sie ihrem Enkel und dann Tammy zuwarf, die stumme Frage stand: *Ist der wirklich von dir?*

Jetzt waren Tammy und ihre Mutter im oberen Stockwerk verschwunden, um ein

weiteres Zimmer in Beschlag zu nehmen, und Claudia saß immer noch da, und mein kleiner Bruder machte beim Schlafen leise Raspeltöne. Auch Claudia fielen immer wieder die Augen zu, aber sie schreckte jedes Mal hoch.

»Sie ist nett, nicht?« murmelte sie, und ihre Lider flatterten.

»Mama Evgenija? Einfach reizend«, sagte ich.

»Übermorgen«, flüsterte Claudia.
»Übermorgenabend ist alles vorbei.«



Um acht Uhr morgens

klingelte mein Handy. Ich fuhr hoch, fegte es mit dem Arm vom Nachttisch und rutschte auf den Boden, um es wieder einzufangen. Es sprang vibrierend und blinkend davon. Ich jagte ihm hinterher wie der Storch der Kröte. Vielleicht war ich inzwischen vollkommen irre geworden und hatte mich damit meiner Umgebung angepasst. Aber dann erwischte ich es, und es klingelte immer noch, und ich drückte es ans Ohr. Die Nummer auf dem Display sagte mir nichts, aber ich wusste schon, wer es war.

Und ich irrte mich. Es war nicht Janne, es war überhaupt niemand von der Krüppeltruppe. Es war Lucy.

Ich erkannte sie, noch bevor sie ihren

Namen ausgesprochen hatte. Ich hatte ihre Nummer zusammen mit allen anderen gelöscht, aber ihre Stimme im Hörer versetzte mich für eine Sekunde in eine Zeit, die es für mich längst nicht mehr gab. Ich spürte, wie sich meine Mundwinkel zu einem dummen Lächeln verzogen. Das aber genauso schnell verkümmerte, als Lucy mir stockend kondolierte. Ihre Stimme war ganz belegt, als hätte sie aus falsch verstandener Solidarität stundenlang geheult.

»Danke«, sagte ich. »Das ist sehr lieb von dir, an mich zu denken.«

»Ich bin froh, dass ich dich endlich erreicht habe«, sagte sie. Ich wartete. Ich war bei aller Sentimentalität weniger

denn je in der Stimmung, mein Verhalten des letzten Jahres zu diskutieren. Sie war schließlich nicht dumm, sie kapierte es schon von alleine.

»Wie geht's dir, Marek?« fragte sie, die Stimme wieder ganz klar, ganz hell, und ich spürte, ein falsches Wort oder ein verunglückter Ton, und sie würde sofort in Tränen ausbrechen. Ich konnte den Rand des Nervenzusammenbruchs förmlich riechen. Nicht, dass sie dazu neigte, aber auch sie hatte ihre Grenzen, und ich kannte sie offenbar immer noch ziemlich gut.

»Woher weißt du ..?« fragte ich.

Es war ganz einfach. Sie habe bei uns zu Hause angerufen, um nach mir zu hören. Sie habe auf unseren

Anrufbeantworter gesprochen, und ein sehr netter Mann namens Dirk habe ihn abgehört. Er habe zurückgerufen, ihr alles erzählt und sie ermutigt, sich zu melden, denn in dieser Situation, meinte Dirk, könne ich den Zuspruch einer alten, lieben Freundin sicherlich gut gebrauchen.

»Schwachkopf«, sagte ich.

Sie lachte. »Nein«, sagte sie. »Er kennt dich einfach noch nicht so gut.«

»Lass das ›noch‹ weg«, sagte ich.

Sie schwieg, und ich war froh, dass sie in dieses Geplänkel nicht einstieg. Sie fragte nach meinem Vater, hielt die Luft an, als ich vom Genickbruch beim Gipfelsturz erzählte, und ich hörte sie mehrmals laut schlucken, als ich unseren

Besuch am offenen Sarg schilderte. Ich war froh, es endlich jemandem erzählen zu können.

»Ich wusste gar nicht, dass du einen kleinen Bruder hast«, sagte sie nach einer Pause.

»Ich hatte ihn auch nicht direkt.«

»Aber jetzt.«

»Aber jetzt«, stimmte ich halbherzig zu.

»Darf ich zur Beerdigung kommen?«

»Nein«, sagte ich schnell. »Auf gar keinen Fall. Du hast ihn nicht einmal gekannt, meinen Vater, mein ich«, redete ich hastig weiter, weil sie nichts mehr sagte. »Es ist ein Kaff, in dem ich als Kind gelebt habe. Hier ist alles seltsam. Meine Stiefmutter ist eine blutjunge

ukrainische Schlampe, und Claudia dreht langsam durch, und ich auch ...«

»Ich würde gern helfen«, sagte Lucy.
»Wenigstens babysitten oder so. Ist dein kleiner Bruder süß?«

»Sehr süß.« Ich wurde plötzlich wütend auf sie. Dass sie, die Umstände ausnutzend, versuchte, sich in mein Leben zurückzuschleichen. Dass sie einen schwachen Moment gefunden hatte, in dem mich das Gefühl streifte, irgendwas könnte wieder so werden wie früher. Ich fand es perfide, und wenn mir jemand gesagt hätte, dass sie es nur gut meinte, dann hätte mich das nur noch wütender gemacht.

»Er ist sehr süß, aber du wirst ihn nicht babysitten, Lucy.« Ich hörte

förmlich, wie sie von meinem veränderten Tonfall zurückschreckte, weil sie nicht mehr mit solcher Zurückweisung gerechnet hatte, nachdem ich zuerst so vielversprechend umgänglich geklungen hatte, *fast so wie früher*. Ich spürte, wie ihr Atem sich am anderen Ende der Leitung veränderte. Ich fand, sie hatte es nicht besser verdient.

»Verstehst du nicht, dass ich mich schuldig fühlte«, platzte es aus ihr heraus. »Will das nicht in deinen Kopf, dass ich dabei war? Dass auch für mich nichts mehr so sein wird wie früher?«

»Red keinen Unsinn«, sagte ich müde. Sie hatte mir das in zahlreichen Briefen erläutert und mich damit ganz schön

mürbe gemacht. Ich brauchte ihre Schuldgefühle nicht. Ich hatte damals keine Wahl gehabt und hätte auch heute nichts anders machen können. »Ich habe mich nicht etwa deswegen zwischen dich und das Tier gestellt, weil ich so unglaublich edel bin«, sagte ich. »Nenn mich meinetwegen einfach Superheld, aber bedenke dabei, ich bin es nie gewesen. Du verwechselst mich die ganze Zeit mit jemand anderem. Es war erstens ein Reflex, zweitens ein Unfall. Ich hatte die Hosen voll und hab mir später so oft gewünscht, ich hätte es nicht getan, und dann wärest du dran gewesen und nicht ich. Deswegen will ich nicht mit dir sprechen, Lucy. Ich will mich nicht jedes Mal aufs Neue

zwischen meinem Gesicht und meiner Ehre entscheiden müssen.«

Ich hörte nicht, dass sie weinte. Aber ich wusste, dass sie es tat, und es ärgerte mich.

»Ich habe dir ein für alle Mal erklärt, dass ich dich nicht mehr sehen will«, sagte ich. »Nie wieder. Es liegt nicht an dir, ich will niemanden sehen. Mich gibt es nicht mehr, gewöhn dich endlich dran. Meine anderen Freunde haben es schließlich auch verstanden. Ruf nicht mehr an und leb wohl.«

Sie legte ohne eine Antwort auf, und ich warf das Telefon gegen die Wand. Es zersprang in zwei Teile, der Akku fiel heraus. Ich schob alles zusammen unters Bett und legte mich wieder unter

die Decke. Dann dachte ich wieder an Janne. Mit Janne hätte ich gesprochen, weil sie anders war als Lucy. Sie stammte nicht aus der Welt der Unversehrten. Sie war gezeichnet wie ich. Ihr musste man nichts erklären. Sie wollte ich sprechen, sehen und küssen. Aber sie rief nicht an. Vielleicht versuchte sie es gerade jetzt und konnte mich nicht erreichen. Ich stand wieder auf, setzte das Telefon zusammen und schaltete es ein. Aber es blieb stumm.



»Es gibt einen

ukrainischen Leichenschmaus«, sagte Claudia zu mir, als ich wenig später die Treppe herunterkam, leicht torkelnd, als wäre ich betrunken. Ich setzte mich auf die Couch, legte die Beine auf den hässlichen Beistelltisch mit dem doppelten Glasboden und hörte mir das Menü an. Hühnersuppe, Piroggen mit Fisch, irgendeine schleimige Grütze und Wodka ohne Ende.

»Sehr schön«, sagte ich.

»Es ist rührend«, sagte Claudia. »Sie haben schon eine Liste erstellt und fahren gleich zum Einkaufen. Ich dachte, vielleicht möchtest du sie begleiten und beim Tragen helfen.«

»Nichts täte ich lieber«, sagte ich, nahm die Füße vom Tisch, und dann

brach es aus mir heraus. »Warum sagst du das, *vielleicht möchtest du sie begleiten?* Ich habe nicht die geringste Lust, und das weißt du ganz genau. Wenn du mich bittest, wenn du es von mir erwartest und verlangst, dann formulier es auch so. Ich bin diese ganze Schönfärberei leid.«

»Das sind die Schattenseiten des kultivierten Umgangs«, sagte Claudia ungerührt. »Ich hätte zum Beispiel große Lust, dir eine Ohrfeige zu verpassen, verzichte aber aus dem gleichen Grund darauf.«

»Mir? Eine Ohrfeige? Wieso?«

»Weil mir deine Ich-Bezogenheit und dein überlegen-überdrüssiger Gesichtsausdruck auf die Nerven

gehen«, sagte Claudia gleichmäßig.

»Das ist nicht mein Ausdruck, mein Gesicht ist so zusammengenäht worden.«

»Erzähl mir nichts über dein Gesicht«, sagte Claudia. »Ich kenne es inzwischen viel besser als du.«

Wir mussten unterbrechen, weil Evgenija mit einer Einkaufsliste auftauchte, deren Länge mich schwindlig machte. Sie setzte sich zu Claudia, und sie guckten beide drauf und konferierten über einzelne Zutaten. Ich hörte ihnen staunend zu. Sie sahen wirklich aus wie Schwestern. Und das, was Claudia gestern bei Tammy noch auf die Palme gebracht hatte, ließ sie heute komplett kalt. Der Leichenschmaus machte ihr nichts aus, obwohl sie gestern noch

erzählt hatte, dass normale Leute in Entenhausen dafür eine Gastwirtschaft pachteten, und zwar eine konkrete, die schon seit Generationen darauf spezialisiert sei. Der Ort sei überaltert, hier werde viel gestorben, und wer dazugehören wolle, tanze in Sachen Trauerfeier nicht aus der Reihe. Jetzt äußerte Claudia nur ihre Begeisterung über die Zusammenstellung der Speisen, und sie schien es ernst zu meinen – ich kannte schließlich ihre Tonfälle.

Ist wohl so ein Generationending, beschloss ich und sah Tammy entgegen, die mit Ferdi auf dem Rücken die Treppe herunterkam.

»Du fährst also mit uns einkaufen?« fragte sie anstelle einer Begrüßung.

»Guten Morgen, liebe Stiefmutter«, sagte ich. Etwas unpassend fiel mir gerade ein, wie sehr mein Vater, als ich klein gewesen war, auf die Einhaltung der Regeln gepocht hatte, wozu Begrüßungen, Verabschiedungen, alle erdenklichen Höflichkeitsfloskeln und das Händewaschen gehörten.

Sie schaute mich stirnrunzelnd an. Ich dachte, dass wenigstens ihre Mutter wie eine Frau aussah, die ziemlich viel Humor hatte, und plötzlich wurde mir klar, dass ich mir um Claudia keine Sorgen zu machen brauchte. Eine Frau, die witzig war, würde nie allein bleiben. Egal, was passierte, mit einer witzigen Frau brauchte man vor nichts Angst zu haben. Deswegen würde es

immer genug Leute geben, die eine solche Frau wollten. Und es wurde immer gleichgültiger, wie sie dabei aussah.

Ich dachte an Janne, die sich bis jetzt keines herausragenden Humors verdächtig gemacht hatte. Daran, wie witzig ein Mann sein müsste, um über sein Gesicht hinwegzutäuschen, dachte ich lieber nicht.



Ich schleppte Einkaufstüten – mit tiefgefrorenem Lachs, der während der Fahrt aufgetaut

war und jetzt auf den Grabsteinboden tropfte, Buchweizen- und Hirsepäckchen, einem Jahresvorrat Mehl, einer Fülle gegeneinander klimpernder schmaler Flaschen mit durchsichtiger Flüssigkeit, wiederum tiefgefrorene rote Beeren, die begonnen hatten, dem Fisch blutig hinterherzutropfen, und weitere mir bis dahin völlig unbekannte und vor allem unfassbar schwere Lebensmittel. Als ich versuchte zu sagen, dass ich nicht zwanzig volle Einkaufstüten auf einmal tragen konnte, maß mich Tammy mit ihrem Blick von Kopf bis Fuß. »Bist du ein Mann oder was? Dein Vater ...«

»... ist tot«, unterbrach ich sie. »Vielleicht hat er einfach zu viele Tüten

geschle...« An dieser Stelle nahm Tammys Mutter mindestens drei aus meinen Händen.

Ich schaute ihr hinterher, wie sie auf ihren hohen Absätzen über den Kiesweg balancierte. Ihr Rücken war sehr gerade und der Hals sah ziemlich muskulös aus. Wahrscheinlich stemmte sie täglich Gewichte.

»Hat sie dich früher eigentlich mal geschlagen?« fragte ich Tammy.

Sie guckte mich mit Jannes verächtlichem Blick an, entriss mir eines der Pakete und lief ihrer Mutter hinterher. Ich schob mich schwer beladen in Richtung Haustür.

Drinne ging es lustig zu. Ich schnappte Lachen und Wortfetzen auf,

und es schien, als wäre eine neue Stimme aus einer der Einkaufstaschen gekrochen. Eindeutig eine Männerstimme. Für einen verrückten Moment stellte ich mir vor, dass mein Vater wieder da war. Um das Rätsel aufzulösen, ging ich hinein. Die Tüten glitten aus meinen verkrampften Fingern. Ich fing sie auf und stellte sie ordentlich ab. Dann rieb ich mir die Hände, rückte die Brille zurecht und schaute ins Wohnzimmer. Und sah den Guru.

Er saß auf der Couch, nippte an einer Kaffeetasse und scherzte mit Claudia. Sie lachte zurück, als hätten beide vergessen, warum wir alle überhaupt hier versammelt waren. Die blaue

Tasche von der Kamera lag auf seinem Schoß, er bedeckte sie mit der freien Hand.

Ich blieb stehen und beobachtete ihn. Er schäkerte nach links auf Deutsch mit Claudia, auf Englisch nach rechts mit Evgenija, als hätte er nie etwas anderes getan. Außerdem nannte er sie schon Jenny. Und ich hatte Lust, ihn am Krager zu packen und rauszuwerfen, weil er hier nichts verloren hatte.

Er entdeckte mich, und das Lächeln gefror in seinem Gesicht. Schon wieder entwöhnt, dachte ich gehässig. Als Nächstes wollte ich unauffällig über den Riemen der Kameratasche stolpern und sie herunterreißen. Wir hatten eine gute Haftpflichtversicherung. Aber noch saß

er zu weit weg, und unter ihm war der Teppich.

Er stand auf, schob die Kamera Mama Jenny in die Hände und ging langsam auf mich zu. Seine Hand streckte sich mir entgegen. Ich überlegte kurz, dann schüttelte ich sie, um nicht gleich als der größte Neurotiker vor Ort aufzufallen. Die andere Hand legte er mir auf die Schulter. Das wiederum wäre nicht nötig gewesen.

»Mein Beileid.« Er zog mich zu sich und umarmte mich mit einem Arm, dabei hielt seine rechte Hand immer noch meine fest, eingeklemmt zwischen unseren Bäuchen.

»Das haben Sie mir doch schon gesagt.« Nach diesen Tagen hier kam es

mir noch unsinniger vor, ihn zu duzen.
»Vor meiner Abreise, wissen Sie?«

»Das macht nichts.« Endlich ließ er mich los. »Manches kann man öfters sagen.«

»Was machen Sie hier?«

»Wir haben beschlossen, dir und deiner Familie die Ehre zu erweisen.«

»Warum haben Sie nicht vorher angerufen?«

»Wir haben die ganze Zeit deine Handynummer gewählt, aber niemand ist drangegangen.«

»Das kann überhaupt nicht sein.«

»Dachten wir auch. Deswegen habe ich irgendwann deine Mutter« – er machte eine flüchtige Verbeugung in Richtung Claudia – »angerufen, um

herauszufinden, dass wir die ganze Zeit einen Zahlendreher auf unserer Telefonliste hatten. Und dann entschlossen wir uns zu einem Überraschungsbesuch.«

»Wer sind noch mal *wir*?« Meine Kehle war rau, und das Herz klopfte irgendwo in meinem Bauchnabel.

»Wir alle.« Er neigte den Kopf zur Seite und lächelte mich an. »Wir sind alle gekommen, um bei der Beerdigung für dich da zu sein.«

»Wer sind *wir alle*?« Ich war nicht blöd, ich wollte es einfach nicht glauben. Es gab kein *wir*, das etwas mit mir zu tun haben konnte. Wir hatten uns kurz eine gemeinsame Welt aufgebaut, wir sechs Krüppel und ein Guru, aber

die Zeit war vorbei, ich war rausgefallen, lebte jetzt in einer ganz anderen Welt, die sich um Tote drehte. Ich sah weder, an welcher Stelle sich die beiden Welten berühren konnten, noch, warum sie es überhaupt tun sollten. Ich fühlte mich, als wäre eine Urlaubsbekannntschaft plötzlich bei mir zu Hause aufgetaucht und hätte mich vor allen Leuten gefragt, ob ich ihr den Rücken eincremen könnte.

»Ich habe euch nicht eingeladen.« Ich starrte auf die Kamera im Schoß des Gurus.

»Das ist eine Beerdigung, man braucht keine Einladung«, sagte eine Stimme von hinten.

Ich fuhr abrupt herum. Marlon stand in

der Balkontür.

»Hast du da draußen an den Magnolien gerochen?« fragte ich voller Hass.

»An den Rosen«, sagte er mit einem höflichen Lächeln. »Magnolien sind längst verblüht.«

»Und wo verstecken sich alle anderen? In der Garage? Im Schrank?«

Der Guru war fest entschlossen, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. »Warum im Schrank? Im Hotel«, sagte er milde lächelnd. »Dir beizustehen war es uns wert.«

Tammy eilte die Treppe herunter, rutschte aus, fiel beinah hin, richtete sich wieder auf, drückte den Rücken durch und warf den Kopf zurück. Ihr

interessierter Blick streifte Marlon.

»Wozu ein Hotel? Wir haben genug Zimmer«, sagte sie.



Bei der Gelegenheit fand ich ein wichtiges Ding über mich selbst heraus. Man konnte mir das Gesicht abbeißen und mich meinen toten Vater abknutschen lassen, solange man mich ansonsten in Ruhe ließ, zum Beispiel in einer Dachkammer, zu der außer mir niemand Zutritt hatte. Und diese Ruhe war endgültig vorbei, und ich war hin- und hergerissen zwischen einem großen

Wunsch, nämlich vom Dach zu springen, und einem kleineren – alles vorhandene Geschirr zu zerschmettern.

Evgenija und Tammy, Janne und Kevin hatten sich an den Küchentisch gesetzt und schnippelten Gemüse. Von Kevins Begrüßungskuss trug ich eine Weile Lippenstift auf der Wange herum, bis Richard sich erbarmte und es mir sagte. Ich versuchte ihn abzuwischen, aber ohne Spiegel ging es schlecht, wahrscheinlich hatte ich ihn nur verschmiert, jedenfalls lachten sich alle schlapp über mich.

Janne hatte mich auch geküsst. Ich hatte mich zu ihr heruntergebeugt, sie hatte mir die Arme um den Hals gelegt und streifte meine Wangen mit ihren

Lippen, während ich tief einatmete. Mir war nicht klar, warum ich sie so wenig vermisst hatte. Dass sie, verglichen mit Claudia, ganz schön humorlos war, vergaß ich sofort. Wer solche Augen hatte, schuldete der Welt gar nichts. Ich sah Janne mit einer Mischung aus leiser Bewunderung und tiefem Mitgefühl an. Letzteres hatte mit dem Gespräch zu tun, das ich mit Claudia in meiner Dachkammer geführt hatte.

»Denkst du wirklich, die sind gekommen, um mir beizustehen?« sagte ich. »Ihr seid alle so naiv. Der Guru hat einen ganz anderen Plan. Hast du seine Kamera gesehen? Er dreht einen Film. Und so eine Beerdigung ist ein tolles Motiv.«

»Einen Film?« fragte Claudia mäßig interessiert.

»Ich schätze, eine Art Dokumentarfilm«, erklärte ich. Ich sah nicht ein, warum ich hier noch irgendjemanden decken sollte. »Er macht bei jeder Gelegenheit Aufnahmen. Am Ende wird ein großes Geheimnis aufgedeckt. Hast du dich nicht gewundert, warum Janne so nett zu mir ist? Sie findet, dass wir ein Traumpaar sind. Sie will auf die große Leinwand, verstehst du. Sie schwankte ein wenig zwischen Marlon und mir. Weiß nicht, ob sie es immer noch tut, vielleicht gehörte es auch einfach zum Konzept.«

»Dokumentarfilm? Traumpaar?« Claudia setzte sich auf mein Bett. Auf

ihrer Stirn hatten sich zwei Querfalten gebildet. Ich musste daran denken, wie ich als Kind immer meine Finger draufgelegt hatte. »Für welchen Sender?«

»Keine Ahnung.«

»Wer finanziert das?«

»Keine Ahnung.«

»Gibt es ein Drehbuch?«

»Hab keins gesehen.«

»Hat er euch gesagt, dass er irgendetwas veröffentlichen will?«

»Mmmmh ... Nein.« Ich horchte noch einmal in mich hinein, versuchte mich an die Dinge zu erinnern, die der Guru uns gesagt hatte. Von einem Film war aus seinem Mund nie die Rede gewesen. Friedrich hatte ganz am Anfang davon

geschwärmt, und ich hatte es nicht angezweifelt, weil es für mich logisch geklungen hatte.

»Ich weiß nicht, was ihr euch da eingebildet habt«, sagte Claudia. »Er macht ein paar Aufnahmen, aber die sind garantiert privat, höchstens für euch zur Erinnerung. Aber in eurem Alter wollen ja alle gleich berühmt werden. Aber jetzt erklär mir bitte noch einmal, wer hier ein Traumpaar ist.«

Ich fühlte mich, als hätte jemand einen Eimer eiskaltes Wasser über meinem Kopf ausgekippt.

»Vergiss es bitte«, sagte ich. »Das ist bloß so ein weiteres Missverständnis.«



Das größte Missverständnis war aber, dass sie wirklich alle da waren. Es war beklemmend. Ich nahm Tammy ihre plötzliche Gastfreundlichkeit übel – schließlich wusste ich so gut wie kein anderer, dass sie kein nettes Mädchen war. Und ich kapierte nicht, warum sie sich plötzlich wie eines aufführen musste. Vielleicht fühlte sie sich der Rolle der Witwe verpflichtet.

Evgenija nahm ich wiederum übel, dass sich plötzlich herausstellte, dass sie Deutsch konnte. Viel besser als ich Englisch, von Russisch und Ukrainisch

gar nicht zu sprechen.

»Blamabel-passabel«, schränkte sie ihre Kenntnisse ein. Ich starrte sie an wie einen sprechenden Esel. »Ich hatte einen deutschen Liebhaber«, erklärte sie.

»Familientradition, ich verstehe«, sagte ich höflich. Wenn hier schon alles entgleiste, musste ich wenigstens höflich bleiben. Alle amüsierten sich, und ich wollte nicht derjenige sein, über den später erzählt würde, er hätte auf der Beerdigung seines Vaters keinen Stil gezeigt. Wer außer mir auf der Lauer lag, war Claudia. Aber nur gegenüber dem Guru, dem sie auf Schritt und Tritt folgte; zweimal hatte ich beobachtet, wie sie miteinander diskutierten, aber sofort verstummten, als ich auftauchte. Die

Kamera jedenfalls hatte ich in seinen Händen nicht mehr gesehen.

Zu allen anderen war Claudia nett. Zu nett, fand ich. Sie dirigierte alles, zählte Zimmer, Kissen und Köpfe, ließ Feldbetten in die Bibliothek bringen und sorgte für ein gehöriges Durcheinander. Tammy lief mit Stapeln von Bettwäsche hin und her. Es stellte sich heraus, dass der Guru auch hier geflunkert hatte. Sie hatten noch nicht im Hotel eingechekkt, er hatte es vorhin nur behauptet, angeblich, um uns keinen Druck zu machen.

Ich sagte ganz höflich und sachlich, dass es mir absolut unmöglich sei, mit Marlon das Doppelbett unterm Dach zu teilen wie ein schwules Paar. Ich sagte,

dass ich ohne ein Einzelzimmer zum Massenmörder werde. Darüber lachten alle. Am lautesten Janne und Tammy. Was ich sagte, interessierte sie nur bedingt. Was ich wollte, gar nicht.

»Jetzt reiß dich zusammen«, zischte Claudia, nachdem sie mich aus der Runde gepflückt und mich von außen gegen die Hauswand gedrückt hatte. »Ich will nicht, dass ausgerechnet mein Sohn sich wie eine Diva aufführt.«

Ich saugte laut die Luft in mich hinein.

»Wer ist hier eine Diva? Ich bin eine Diva? Hast du die anderen gesehen? Hast du überhaupt ...?«

Sie boxte mir in den Bauch, die Geste sollte wahrscheinlich liebevoll sein, und der ganze Atem, der sich während

meiner kleinen Rede in meinen Lungen gestaut hatte, entwich pfeifend in ihr Gesicht. Sie wandte sich ab, als hätte ich Mundgeruch.

»Man kann hier überhaupt nicht in Ruhe trauern«, sagte ich. »In jeder Ecke sitzt ein Behinderter.«

»Behindert bist hier nur du.« Sie richtete den Zeigefinger wie einen Pistolenlauf auf mich. »Und zwar im Kopf.«

»Ich habe es nie bestritten.«

Claudia sah sich um, als hätte sie Angst, belauscht zu werden.

»Was ich nicht verstehe«, sagte ich mit schlecht unterdrücktem Zorn, »ist, warum ihr das alle so toll findet. Du speziell. Zu Hause hast du doch auch

gern deine Ruhe.«

»Ich hab nicht gern meine Ruhe!«
schrie sie.

»Warum ist dann nie jemand bei uns?«

»Weil du mit deinem Gehabe alle vergrault hast!« Jetzt scherte sie sich nicht mehr darum, ob jemand sie hören konnte. »Solange wir unter einem Dach leben, kann ich niemanden einladen, ohne dass du ihn so behandelst, dass ich mich in Grund und Boden schämen muss. Keiner hat dir was getan, und du musst nicht wie der personifizierte Weltschmerz durch die Gegend laufen wegen ein paar Kratzern an der Backe. Ja, ich genieße es, dass hier Leute sind, die für dich da sein wollen, obwohl du

so bist, wie du bist. Lass mich ausreden«, sagte sie, als ich den Mund öffnete, um zu widersprechen. »Ich kenne jedes Wort von dir im Voraus. Natürlich willst du nichts mit ihnen zu tun haben. Natürlich sind alle außer dir gestört. Natürlich ...« Sie stolperte mitten im Satz und warf mir einen mitleidigen Blick zu, als wäre ich dem klugen Inhalt ihrer Rede nicht gewachsen. »Und jetzt mach den Mund zu und biete den Gästen was zu trinken an.«



Wir gingen zu Fuß zum Friedhof. Es war neun Uhr, und die Kirchenglocken läuteten. Der Morger war herbstlich kalt, und unsere Füße wateten durch den Nebel. Ferdi lief zwischen Tammy und Evgenija. Immer wieder hingte er sich an ihre Hände und zog die Beine an. Ich sah ihnen von hinten an, wie schwer er war, wie sich die Arme der beiden Frauen anspannten und ihre Rücken sich versteiften, um ihn in der Luft zu halten. Aber sie sagten nichts zu ihm und auch nichts zueinander. Jede schaute nach vorn, auf den Weg vor sich.

Ich hatte mich erschreckt, als ich heute

früh in Tammys Gesicht geblickt hatte. Ich war als einer der Ersten wach, weil es mich wahnsinnig machte, neben einem atmenden Mann im Bett zu liegen. Claudia, die in industriellen Mengen Kaffee kochte, schickte mich wieder nach oben, damit ich Tammy weckte. Ich hatte noch gar nicht an Tammys Tür geklopft, als sie sich plötzlich öffnete. Ich sah die Frau an, die im Zimmer stand, im schwarzen Kleid, schwarzen Strumpfhosen, auf wolkenkratzermäßigen Absätzen, die kein Alter hatte, aber einen Gesichtsausdruck. Ich wollte auch so einen haben: ernst und feierlich und allwissend. Ich fühlte mich wie ein Küchenjunge, der die Königin gestört

hatte. Irgendwas in meinem Gehirn vernetzte sich fehlerhaft, und ich würgte an einem »Glückwunsch«, das beinahe meine Lippen verlassen hätte. Dann hielt ich mir sicherheitshalber die Hand vor den Mund.

Sie hob sehr königlich die linke Augenbraue. Im rechten Mundwinkel versteckte sich ein winziges Grinsen, und ich hätte es gern geküsst.

»Frühstück«, sagte ich heiser. »Darf ich?« Ich bot ihr meinen Ellbogen an, und wir gingen nebeneinander die Treppe herunter, und plötzlich dachte ich: Mein Vater ist ein Glückspilz. Ob tot oder lebendig – was spielt das schon für eine Rolle.

Ich sah auf Tammys sehr geraden Rücken, die gleichmäßigen Schritte, die sie mit ihren endlosen Beinen machte. Ich schob Jannes Rollstuhl und wusste, dass auch sie auf Tammys Beine schaute. Aus ihrer Perspektive konnte sie alle Beine sehr genau sehen. Jannes schwarzen Schneewittchen-Haare waren hochgesteckt, zusammengehalten von einer Haarspange aus dunklem Horn mit matten, geschliffenen Steinen. Ich hatte keinen Zweifel daran, dass sie Tammy hassen musste. Und ich bewunderte sie dafür, dass man es ihr nicht anmerkte. Der Blick auf Jannes zarten, weißen, zerbrechlichen Hals war wieder frei, und plötzlich dachte ich zum ersten Mal in meinem Leben, dass der Mensch mehr

war als seine Hülle.

Der Gedanke war so frappierend, dass ich mich zu Friedrich umdrehte, der die Gruppe abschloss. Ich hatte schon vergessen, wie seine Stimme geklungen hatte. Sobald angekommen, hatte er mit Ferdi Burgen gebaut. Ich hatte gar nicht richtig mitbekommen, dass er überhaupt da war. Ich sah ihn aufmerksam an und stellte fest, dass irgendetwas an ihm sich verändert hatte. Ich hatte ihn noch nie schweigend erlebt. Und er hatte noch nie eine schwarze Lederjacke wie jetzt getragen. War er vor der Beerdigung noch einmal einkaufen? Oder hatte er sie schon die ganze Zeit in seinem Koffer versteckt?

Er merkte, dass ich ihn anstarrte, und

sah mir ernst und ruhig entgegen. Ich nickte ihm zu – ich hatte ihn im Grunde seit seiner Ankunft nicht richtig begrüßt – und lief weiter.

»Siehst du, wie gut«, sagte Claudia, als wir die Friedhofsmauer erreicht hatten.

»Was ist gut?«

»Dass wir zu Fuß gekommen sind.« Sie deutete auf die Autos, die sich am Straßenrand aufreiheten. Unzählige Limousinen krochen nacheinander über die Straße, und ihre langsam ruckelnde Kolonne riss nicht ab. Unser Trupp hatte sich bereits auf den Gehweg verzogen, um die Bahn freizugeben, bloß Janne und ich blockierten noch den Verkehr.

»Entschuldige«, sagte ich und schob

sie ebenfalls an die Seite.

Sie streifte mit der Wange kurz meine Hand, die auf dem Griff lag.

Der Parkplatz vor der Trauerhalle war längst voll, die Autos parkten nun in zweiter Reihe auf der Straße. Aus allen Richtungen liefen Menschen auf den Eingang zu, in schwarzen Kleidern, langen Mänteln, mit gesenkten Köpfen. Einige trugen Blumen, andere schleppten zu mehreren riesige Gestecke. Mir fiel siedend heiß ein, dass ich nicht mal eine einzige Blüte dabei hatte. Ich wollte mich an Claudia wenden, um zu fragen, warum wir uns eigentlich alle hier versammelten – für einen Moment hatte ich es tatsächlich vergessen –, und sie daran zu erinnern, dass wir mit leeren

Händen gekommen waren, allesamt. Aber sie hatte schon mit Tammy den Eingang der Trauerhalle erreicht, und im Reigen der Schwarzgekleideten war von ihr nichts mehr zu sehen.

Natürlich hatte ich mich geirrt. Natürlich waren Blumen vorbereitet. Auf unseren Stühlen in der ersten Reihe lagen kleine Gestecke, je drei zusammengebundene weiße Rosen mit einer schwarzen Schleife, die ganze Sitzreihe entlang. Um sich hinzusetzen, musste man erst die Blumen aufheben. Eine meiner Roser hatte noch einen Stachel, an dem ich mich sofort aufritzte. Ich steckte den Finger in den Mund und leckte den Blutstropfen ab, im Ohr Lucys Warnung,

alle Rosen seien heutzutage mit hochgiftigen Pestiziden behandelt. Lucy interessierte sich für so etwas, für genmanipuliertes Essen und Tierversuche und die armen Bauern in Lateinamerika. Ich hatte immer so getan, als ob es mich ebenfalls interessieren würde. In Wirklichkeit hatte ich mich damals schon nur für mich selbst interessiert. Vor meinen Augen verschwamm alles, also schloss ich sie, konzentrierte mich auf den salzigen Geschmack in meinem Mund.



Die Party schien in vollem Gange. Es waren nicht ganz so viele Leute gekommen wie erwartet, die Einladung nach Hause habe ihnen *das distanzwahrende Gefühl zu großer Intimität* vermittelt, hatte Evgenija mir in der Küche bedauernd ins Ohr geschrien. Aber das sei schon wieder ganz gut, denn so habe fast jeder einen Sitzplatz.

»Toll!!« brüllte ich in ihr Ohr zurück. Ich hatte meinen Arm um ihren Hals geworfen und sie fest an mich gezogen, weil ein Höllenlärm herrschte, entweder im ganzen Haus oder auch nur in meinem Kopf. Der kleine Perlenohrring an ihren

Ohrläppchen streifte meine Nasenspitze, fast hätte ich mich an ihm festgebissen, verpasste ihn aber knapp. Evgenija lachte und warf meinen Arm ab, ich würgte an der Parfümwolke, die sie hinterließ. Ich wusste nicht genau, wie viele von diesen winzigen Gläschen ich runtergekippt hatte, zwei oder fünf, ich hatte es genau so getan, wie Tammy es mir beigebracht hatte: Nicht nachdenken, nicht anstoßen, auf Ex, und irgendwas hinterher. In meiner Kehle loderte es. Schon lange hatte ich mich nicht mehr so leicht gefühlt.

Evgenija hatte sich über ihr schwarzes Kostüm eine rote Schürze gebunden, Claudia, den Rock nur um wenige Zentimeter länger, eine getigerte.

Ich hatte Mühe, sie im Zigarettenrauch auseinanderzuhalten. Sie standen am Herd, rührten in Töpfen, holten Backbleche aus dem Ofen und kommandierten Tammy herum. Tammy hörte aber nicht auf sie. Sie bewegte sich durch das Stimmengewirr wie ein Fisch im Aquarium, im Gesicht ein Lächeln, das mir Sorgen machte. Immer wieder hielt sie an und setzte sich zu einem der handverlesenen Gäste. Vielleicht verwechselte sie die Trauerfeier mit einem Sektempfang.

Manche der Männer, mit denen sie sich unterhielt, kamen mir vertraut vor, in einem erkannte ich den Bürgermeister, der schon in meiner Kindheit das Amt innegehabt hatte, einen anderen hatte ich

mal im Fernseh-Interview in einer Boulevard-Sendung gesehen, er hatte einen perversen Mörder verteidigt. Sie küssten Tammys Hände, legten die knotigen Altherrenhände auf ihren Hinterkopf, drückten ihre Mädchenstirn väterlich gegen ihre schwarz betuchten Schultern, verharrten eine Weile, ließen sie wieder los und starrten ihr mit trauerumflorten Augen in den Ausschnitt. Einige von ihnen schnäuzten sich dabei laut in badetuchgroße Stofftaschentücher mit einem gestickten Monogramm. Wieso heulen sie alle, fragte ich mich dann. Bis es mir wieder einfiel.

Es war schwierig, sich durch den Raum zu bewegen, überall standen Tische und Stühle und Bänke, draußen

im Garten ebenfalls, aber ich hielt es nicht an einer Stelle aus, ich folgte Tammy durch den Raum. Ich hatte Angst, dass etwas Furchtbares passieren könnte, und wollte sie auffangen, wenn es so weit sein würde. Ich stolperte über Handtaschen und ausgestreckte Beine, einmal fiel ich dabei auf Kevins Schoß, der mich fest an sich drückte und mir die Wangen mit dem Handrücken abwischte.

»Was für einen tollen Ziehpapa du gehabt hast!« sagte er, und an seinen verschmierten Wimpern hingen dicke Mascara-Tropfen.

»Wie bitte?« Ich unternahm einen halbherzigen Versuch, mich wieder aufzurichten, aber meine Beine wollten mich nicht halten. »Wovon redest du?«

»Er muss unglaublich gewesen sein.«

»Du bist betrunken. Du kanntest ihn doch gar nicht.«

»Wenn er nicht so toll gewesen wäre, wären all die Leute nicht gekommen.«

»Er war Rechtsanwalt, Kevin. Das sind Kunden und Kollegen. Sie wissen, was sich gehört.«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf, und merkwürdige Aschepartikel verteilten sich aus seinen Haaren auf meinem schwarzen Jackett.

Ich schaffte es endlich, auf die Beine zu kommen, ließ aber die Hand auf seiner Schulter.

»Ich bin total gerührt, dass ihr alle gekommen seid«, lallte ich. »Ehrlich.«

»Ich weiß«, antwortete Kevin mit

glänzenden Augen. »Wir werden dich nie im Stich lassen.«

Das machte mir so viel Angst, dass ich mich entschuldigte und schnell weiterzog, Tammy hinterher. Ich musste an Janne vorbei, kletterte fast über ihren Rollstuhl – sie war in ein Gespräch mit dem Bürgermeister vertieft, der zu mir aufschaute und mit gerunzelter Stirn in mein Gesicht blinzelte, als fragte er sich, ob er bereits träumte.

»Lasst euch nicht stören«, sagte ich, beugte mich zu Janne runter und drückte ihr einen Kuss auf die Lippen. Die erwartete Ohrfeige blieb aus, wahrscheinlich war sie zu überrascht. Ich ließ Janne los, richtete mich wieder auf, um den Blick besser auf ihr Gesicht

fokussieren zu können.

»Sie ist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe«, erklärte ich dem Bürgermeister.

Er lächelte höflich. Janne nahm meine Hand und drückte sie. Ich war jetzt Halbwaise und sie eine gute Freundin, an dieser Geste war nichts Verbotenes, der Bürgermeister blickte wohlwollend.

»Glauben Sie, dass ein so schönes Mädchen ein Monster wie mich lieben kann?« fragte ich eine Spur zu laut.

Er lächelte noch höflicher. Janne ließ meine Hand los und stieß mich mit beiden Armen weg, aber es wirkte nicht erbost, eher vertraut-verspielt. Ich drückte ihr einen Kuss auf den Scheitel, fand mit Mühe wieder in die Senkrechte

zurück und ging weiter.

Ich entdeckte Richard und Friedrich im Garten. Claudia hatte die Fackel angezündet und einen großen Aschenbecher hingestellt. Ich gesellte mich dazu, nahm eine Zigarette aus Richards Brusttasche und spähte in Friedrichs Gesicht.

»Wie geht's dir?« fragte er. Ich las es mehr an seinen Lippen ab, als dass ich es hörte.

»Sehr gut. Ich muss euch was fragen.« Ich legte den Arm um Friedrichs Schultern und zog ihn näher zu mir. Diese Geste war eigentlich nicht mehr meine; früher, vor über einem Jahr, hatte ich so etwas regelmäßig gemacht, mit Mädchen und Jungs, und es hatte ihnen

immer gefallen, wenn ich sie anfasste, meine Berührungen waren kurz und begehrt. Friedrich ließ sich jetzt aber nicht näher heranziehen. Er stand ganz fest auf seinen beiden Beinen, und seine Lippen kräuselten sich. Dann verdrehte er seinen Arm, klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und befreite sich aus meiner Umarmung.

»Was habt ihr mit ihm gemacht?« fragte ich Richard und deutete auf Friedrich. »Er ist nicht mehr wiederzuerkennen. Er war eine fette Plaudertasche, und jetzt, nur ein paar Tage später ... Friedrich, sind deine Haare etwa grau geworden?«

Er lächelte. »Das ist nur das Licht. Der Guru hat uns etwas verraten«, sagte

er.

»Erzähl.«

Er zögerte.

»Ging es um dich?«

»Um dich auch.«

»Oh.« Für einen Moment wurde ich fast wieder nüchtern. Ich wollte plötzlich nach Claudia rufen und sie bitten, mich ins Bett zu bringen. Stattdessen sagte ich möglichst ruhig: »Und? Kannst du es für mich zusammenfassen?«

»Wir sind nicht die, für die wir uns immer gehalten haben.«

Ich sah zwischen ihm und Richard hin und her. Sie guckten mir weiter ungerührt entgegen.

»Und deswegen bist du jetzt anders

als vorher«, brachte ich fast mühelos hervor.

»Das war ich schon immer«, sagte Friedrich. »Ich habe es bloß nicht gewusst.«

»Und was ist mit mir? Kannst du es mir sagen?«

Und dann sagte er es mir.

Ich suchte mit den Händen nach einer Wand hinter mir, die meine plötzlich weich gewordene Wirbelsäule stützen könnte. Leider fand ich keine.

»Vielen Dank für das Gespräch«, sagte ich und wankte davon.



Ich irrte ziemlich lange im Garten herum. Es wurde kühler, und die Gäste zogen sich ins Haus zurück, verstopften es bis in den letzten Gang, bis zum letzten freien Stehplatz. Ich konnte sie von außen durch die beschlagenen Fensterscheiben sehen. Die schwarzen Kleider verschmolzen zu einer Masse, die Gesichter verloren langsam ihre Traurigkeit. Hier und da konnte ich vertraute Gesichtszüge herausfiltern. Einmal schreckte ich zurück, als ich glaubte, Lucy wiederzuerkennen. Das Stimmengewirr verdichtete sich zu einer undefinierbaren Wolke, die immer wieder Gewitterblitze

von schallendem Gelächter aussendete. Plötzlich hörte ich Gitarrenakkorde, begleitet von anderen Tönen, die ich nicht sofort zuordnen konnte. Ich drückte die Nase gegen die Fensterscheibe und erblickte ein Akkordeon.

Evgenija saß auf dem Tisch, das Musikinstrument, das ich zuerst für ein Tier gehalten hatte, weinte kläglich auf ihrem Schoß. Ihr linker Fuß hing in der Luft, der hochhackige Schuh glitt herunter. Ein massives Knie in schwarzer Hose, dessen Besitzer ich nicht ausmachen konnte, schob sich stützend unter Evgenijas in der Luft suchende Zehen.

Sie kann jetzt nicht auch noch anfangen zu singen, dachte ich, aber just

in diesem Moment zeigte sie, dass sie sehr wohl konnte. Wer dazu Gitarre spielte, konnte ich nicht sehen. Ich hoffte nur, es war nicht Claudia.

Ich löste mich von der Scheibe. Wenn mich einer so von außen sah, würde er sofort ergrauen. Ich musste Rücksicht auf die Leute nehmen. In meinem Gesicht waberte ein wahnsinniges Lächeln. Ich entfernte mich tiefer in den Garten, zerschnitt mir den Schuh an einem kaputten Glas im Gras, und dann sah ich, dass neben mir jemand stand.

»Tammy«, sagte ich. »Du bist mal wieder viel zu leicht angezogen.«

Bei der Beerdigung hatte sie über ihrem kurzen schwarzen Kleid ein Jackett getragen, obwohl es ziemlich

warm war. Jetzt hatte sie das Jackett nicht mehr an, auch keine Schuhe an den Füßen. Vielleicht war es ukrainische Sitte, bei einer Trauerfeier irgendwann barfuß zu laufen.

Sie machte einen Schritt auf mich zu, und ich suchte ihr Gesicht, erst mit den Fingern, dann mit den Lippen. Ihre Haut schmeckte mal bitter, mal süßlich, dann alles gleichzeitig. Ich löste mich wieder von ihr, weil mein Magen knurrte.

»Kannst du das nicht mal abwaschen?«

»Du bist betrunken«, sagte sie.

»Ich bin nie betrunken«, sagte ich. Ich zog eine zusammengeknüllte Papierserviette aus der Tasche, spuckte drauf und versuchte, damit über Tammys

Mund zu fahren. Sie schob meine Hand lachend beiseite.

Ich hielt sie fest, damit sie mir nicht wegrannte und sich nicht in ihrem eigenen Garten verirrte. Sie schmiegte sich an mich. Vielleicht war ihr auch einfach nur furchtbar kalt.

»Ist ja eine Mordstrauerfeier«, sagte ich. »Das habt ihr sensationell auf die Beine gestellt. Dieses Essen, Wahnsinn.«

»Hast du probiert?«

»Nein«, sagte ich. »Aber ich muss dir echt sagen, dass du die Musik für die Beerdigung super ausgesucht hast. Ich musste fast weinen.«

»Das war Claudis Musik«, sagte Tammy in mein Hemd hinein. »Ich kann

dir meine brennen.«

»Nein, danke«, sagte ich rasch. »Ich höre gar keine Musik.«

Ich streichelte ihr Haar. Meine Finger verfangen sich in den Strähnen, seltsamerweise waren die Fingerkuppen rau und rissig wie bei jemandem, der schwer körperlich arbeitete. Ich streichelte Tammys Kopf mit flacher Hand, wie man ein Kind oder einen Hund streichelt. Dann küsste ich ihre Stirn und ihre Schläfen, die nach Rauch und ihrem unerträglichen Parfum rochen. Sie schlang beide Arme um mich, und so standen wir da, als könne uns nichts auf dieser Welt auseinanderbringen.

»Tammy«, sagte ich. »Ich muss dir etwas beichten.«

Sie hob neugierig das Gesicht an.

»Siehst du dieses Mädchen da drin?«

»Die Schneekönigin im Rollstuhl?«

»Genau.«

»Was ist mit ihr?«

»Ich liebe sie«, sagte ich.

Tammy nickte. Ich hatte ein wenig befürchtet, dass es sie kränkte, wenn ich sie hier im Garten küsste und ihr zugleich meine Liebe zu einer anderen Frau gestand. Wäre ich auch nur einen Hauch nüchterner gewesen, hätte ich die Klappe gehalten.

»Ihr seid alle in dieses Mädchen verknallt.« Tammy klang völlig gleichgültig. »Die Gäste sind hingerissen. Ich dachte, die würden alle was mit mir anfangen wollen, aber

sobald sie aufgetaucht ist ... Ich frag mich, wie sie das macht. Ich denke, sie ist gar nicht richtig gelähmt.«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Eigentlich ist es doch total egal.«

Ich streichelte wieder ihren Kopf, den sie gegen meine Schulter lehnte.

»*Ich* will was mit dir anfangen«, sagte ich.

»Warum? Du hättest eine Chance bei diesem Mädchen.«

»Lieb von dir, aber nie im Leben, Tammy. Ich glaube, ich werde wahnsinnig. Einige Leute versuchen mir gerade komische Dinge anzudeuten. Guck dir zum Beispiel dieses Mädchen im Rollstuhl noch mal an. Sehen wir uns etwa ähnlich?«

»Vielleicht.«

»Aber sie hat schwarzes Haar.«

»Das ist gefärbt, Dummkopf.«

»Nein«, sagte ich. Obwohl ich ihr sofort glaubte.

Sie streckte die Hand aus und raufte mir die Haare. »Ich finde, deine Freunde und du, ihr seht euch alle untereinander ein bisschen ähnlich.«

»Das hast du nicht gesagt!«

»Du bist unglaublich süß, und die Prinzessin hat bestimmt sofort kapiert, dass ihr zusammen ein höchst effektvolles Paar abgibt.«

»Was redest du da?«

Sie wich plötzlich zurück und schob mich in Richtung Haus. »Geh und sprich mit ihr«, sagte sie.

Das Verlustgefühl, als sie aus meinen Armen gegliitten war, war nicht auszuhalten. Ich hatte auch nicht vor, hier noch irgendetwas aushalten zu wollen. Ich zog sie zurück.

»Ich liebe sie, aber ich habe Angst vor ihr«, sagte ich. »Sie ist ein noch schlimmeres Monster als ich. Und obwohl ich das weiß, zieht es immer so in meinem Inneren, wenn ich sie ansehe. Ich möchte sie in die Arme nehmen und durch die Welt tragen, damit sie nicht mehr weinen muss. Damit niemand mehr weinen muss.«

»Du bist eben ein echter Superheld«, sagte Tammy, und so sehr ich darauf lauschte, konnte ich diesmal keinen Spott aus ihrer Stimme heraushören.

Keine Ahnung, wie lange wir noch im Garten standen, bis ich endlich auf die Idee kam, meine Hand unter ihr Kleid zu schieben, und dabei feststellte, dass ihr Po eiskalt war.

»Lass uns reingehen«, sagte ich, und wir liefen um das Haus herum, über die Veranda wollten wir nicht, weil da zu viele standen, und durch den Haupteingang auch nicht, weil er komplett verstopft war. Tammy zog mich um eine weitere Ecke, und dort, an der Seite, war eine Wendeltreppe. Die Stufen wackelten und stöhnten kläglich unter unseren Füßen, aber dann standen wir in meiner Dachkammer, doch meine Freude war voreilig. Im Doppelbett lag Marlon. Daneben schlief Ferdi.

»Ferdì!« schrie Tammy gellend. Jede Wette, sie hatte ihn komplett vergessen. Sie hatte vergessen, dass sie überhaupt einen Sohn hatte. Ferdì wachte davon nicht auf, aber Marlon konnte nicht mehr so tun, als würde er schlafen.

»Er wollte zu mir«, sagte er, und die Hilflosigkeit in seiner Stimme passte wieder so schlecht zu ihm wie der Gesichtsausdruck, den er bei unserer Abreise nach Marenitz auf dem Berliner Hauptbahnhof gehabt hatte. »Und dann ist er einfach so hier eingeschlafen.«

Tammy wankte und starrte Marlon aus aufgerissenen Augen an. Er lächelte kläglich an ihr vorbei.

»Alles in Ordnung«, sagte ich und hob Ferdì hoch. Er war wieder nass

geschwitzt und roch nach Roggenbrot. Ich schnupperte an seinen Haaren, dann nickte ich Marlon zu, als könne er es sehen, wünschte ihm noch eine gute Nacht und trug Ferdi hinunter in sein Zimmer.

»Ich will später auch so einen haben«, sagte ich, nachdem Tammy ihren Sohn zugedeckt und die Kinderzimmertür von außen zugezogen hatte.

»Nimm den hier«, sagte Tammy.



Ich hatte nicht vor, in dieser Nacht einzuschlafen. Wie sollte

es auch möglich sein, dachte ich, während der Lärm von unten durch den Boden in Tammys Schlafzimmer drückte und ich fürchtete, dass er ihn ausheben würde. Ich glaubte nicht, dass hier irgendjemand noch irgendetwas hören könnte. Mir war die ganze Zeit schwindlig, die Wände drehten sich, wir spiegelten uns überall gleichzeitig, und ich verwechselte oben und unten. Mir war, als wäre die Schwerkraft aufgehoben, als klebte ich wie eine Fliege an der Decke, und ich streckte meine Hände immer wieder nach Tammy aus, bis sie zurückwich und ein Kissen zwischen uns klemmte.

»Reicht«, sagte sie brüsk. »Kann nicht mehr.«

Ich fand es rührend, dass sie davon ausging, so ein Kissen könne mich aufhalten. Ich nahm es ihr weg und warf es dorthin, wo ich den Boden vermutete. Ich drückte ihre Stirn gegen meine Schulter, wie es die schwarz gewandeten Grauschläfen in ihrem Salon unten getan hatten. Sie war von Kopf bis Fuß nass und salzig. Ich wunderte mich, warum sie immer noch zitterte. Dann kapierte ich, dass sie weinte, und ich konnte nichts tun, außer sie im Arm zu halten und zu warten, dass es wieder aufhörte. Ich tat es mit aller Geduld, die mir zur Verfügung stand, und dachte kein einziges Mal, wann es denn endlich genug sei.



Ich wachte auf, als Claudia an die Tür klopfte und fragte, ob Tammy vielleicht wisse, wo ich sei. Tammy lag mit dem Gesicht im Kissen, ich sah nur ihr büschelweise verworrenes Haar. Ich rüttelte sie an der Schulter, nichts passierte. Für einen Moment überlegte ich, wie Claudia reagieren würde, wenn ich jetzt antworten würde.

Ich wartete ab, bis Claudias Schritte sich wieder entfernt hatten, und küsste Tammy auf das linke Schulterblatt, auf dem eine Eidechse eintätowiert war. Sie

murmelte etwas und versuchte nach mir zu schlagen und erwischte mich mit dem Ellbogen an der Nase. Dann setzte sie sich abrupt im Bett auf. Mit ihrem verschmierten Gesicht hatte sie etwas von einem Clown.

Sie schaute mich an, und ihr Blick klärte sich etwas. Dann sprang sie aus dem Bett.

»Du musst sofort von hier verschwinden!«

Ich seufzte. Sie lugte in den Flur, dann schob sie mich raus.

Ich rannte hoch ins Dachgeschoss. Die hastig übergeworfenen Kleider, die ich vom Boden aufgeklaut hatte, klebten an meiner Haut. Dass unterm Dach jetzt Marlon auf mich warten würde, machte

mir nichts aus. Ich wollte ihm alles erzählen. Da er mich nicht einmal sehen konnte, würde es mir leichtfallen. Dann würde er etwas sagen, und ich könnte weiterleben.

Marlon war nicht da. Die Reisetasche war auch nicht da. Das Bett war gemacht. Auf dem Nachttisch lag eine Socke von mir.

Ich purzelte die Treppe hinunter.

»Claudia! Was zum Teufel?«

Die Küche war leer.

Ich rannte durch die Räume. Dort, wo die Tische gestanden hatten, glänzten wieder die Fliesen. In der Küche lief die Spülmaschine. Ich kratzte mich im Nacken. Dann ging ich noch einmal nach oben und schaute in alle Zimmer bis auf

Tammys. Niemand war da. Kein Friedrich, kein Richard. Keine Spur vor Janne. Nicht einmal Claudia oder Evgenija. Und auch kein Ferdi.

So musste es sich anfühlen, wenn man wahnsinnig wurde.

Im Garten hörte ich ein schabendes Geräusch. Ich öffnete die Verandatür und hätte sie am liebsten gleich wieder geschlossen, aber er hatte sich bereits umgedreht.

»Hallo, Dirk«, sagte ich, eingeklemmt zwischen halb zugezogenen Türen.

Er hielt einen riesigen blauen Plastiksack in den Händen. Jetzt beugte er sich, hob etwas auf und warf es hinein. Ich hatte das Gefühl, schon vor Tagen in einer ähnlichen Szene

mitgespielt zu haben.

»Wusste nicht, dass du auch hier bist.« Ich schirmte mein Gesicht mit der Hand von der Sonne ab. Erst jetzt fiel mir ein, dass ich schon wieder die Brille vergessen hatte. Ich entschuldigte mich.

»Kein Thema.« Er blickte beton unverkrampft in meine Richtung. »Wir haben doch gestern schon miteinander gesprochen.«

»Ehrlich?« Vor Überraschung nahm ich die Hand erst einmal wieder herunter.

»Natürlich. Es tut mir leid, dass ich nicht schon vorher kommen konnte, um zu helfen. Musste ins Gericht, ging nicht anders.«

»Kein Thema«, wiederholte ich seine

Worte. »Und du warst gestern schon die ganze Zeit dabei?«

Er ließ den Sack auf den Rasen fallen und stieg die Treppenstufen zur Veranda hoch. Streckte mir die Hand entgegen und umarmte mich, so sehr ich mich dagegenstemmte.

»Lass es mich bitte noch einmal sagen, in aller Ruhe. Es tut mir so leid. Dein Vater muss ein wunderbarer Mann gewesen sein. Ich fühle mit euch.«

Ich nickte, dann machte ich mich wieder frei und wandte mich gnädig ein wenig von ihm ab. Er ging zurück zum Müllsack.

»Warte!« rief ich, besorgt, dass auch er sich in Luft auflösen könnte. Ich wollte ihn nach den anderen fragen,

wusste aber nicht, wie.

In diesem Moment hörte ich das vertraute Geräusch der Reifen auf dem Kiesweg, das Zuschlagen der Autotür, das Klickern der Absätze auf den Grabsteinfliesen.

»Frühstück!« riefen Evgenija und Claudia gleichzeitig.



Ferdi hatte gefragt, ob wir nicht auf der Veranda frühstücken könnten. Ich hatte in diesen Tagen noch nicht gehört, dass er überhaupt schon einmal um irgendwas gebeten hatte. Ich

trug mit Dirk zusammen einen runden Tisch heraus. Claudia füllte Brötchen und Croissants aus einer kindsgroßen Tüte in einen polierten Bambuskorb.

»Äh«, sagte ich. »Wo sind eigentlich ...« Sie sah mich an. Ich wusste nicht, wie ich sie danach fragen sollte. Wenn sie mir meinen Wahnsinn anmerkte, würde sie sich garantiert noch mehr Sorgen machen.

»Deine ...?«

»Ja.«

Sie lächelte mit ihrem breiten Mund. Der Schneidezahn war rot vom Lippenstift. »Sie mussten den Zug heute früh nehmen. Wir haben sie gerade mit zwei Autos hingbracht. Wo hast du geschlafen? Der einzige Raum, in dem

wir dich nicht gesucht hatten, war die Garage. Warst du dort?«

»Ja.«

Sie knuffte mir in die Rippen. Ich hielt ihre Hand fest.

»Claudia«, sagte ich. »Ich hab dich nicht verdient.«

»Ich weiß.« Sie stellte Marmeladengläser auf ein Tablett und schob es mir in die Hände. Die Milch und die Kaffeekanne gab sie Dirk, der daneben wartete.

»Jetzt geh schon«, sagte sie zu ihm, weil er sich nicht vom Fleck rührte und sie mit offenem Mund anstarrte. »Hast mich noch nie gesehen, oder was?«

Ich ging ganz schnell hinaus. Ferdi kippelte mit dem Stuhl, genau so, wie

ich es auch immer machte. Aber er konnte es noch nicht gut. Beim nächsten Schwung würde er umkippen und mit dem Hinterkopf auf die Platten knallen. Ich stellte mir vor, was dann passierte. Ich stoppte den Stuhl exakt dann, als er den kritischen Punkt überschritten hatte. Ferdi hatte es nicht mitgekriegt. Er war sauer, bis ich ihn hochhob und mir auf die Schultern setzte.

»Bleib«, sagte Ferdi von oben. »Alle anderen sollen fahren, aber du musst bleiben.«

»Ich bleibe«, sagte ich. »Noch einen ganzen Tag.«



Am Ende blieb ich zwei Tage, einen ganzen Tag länger als Claudia und Dirk, einen halben länger als Tammys Mutter. Claudia und Dirk mussten arbeiten. Dirk wartete neben der geöffneten Beifahrertür, während Claudia erst Tammy, dann ihre Mutter umarmte. Dann streckte sie die Arme nach mir aus, überlegte es sich aber anders und kniff mir in die Wange.

»Tu mir doch nicht immer so weh, Mutter«, sagte ich.

Sie spähte in mein Gesicht und schüttelte den Kopf, als hätte ich schon wieder irgendetwas falsch gemacht. Als hätte ich alles in meinem Leben falsch

gemacht. Alle schauten interessiert zu. Es war nicht der Moment, um ihr irgendwelche Fragen zu stellen.

»Fahrt vorsichtig«, sagte ich, und dann waren sie weg.

Mama Jenny übte die ganze Zeit bis zu ihrer Abreise ein russisches Gedicht mit Ferdi. Ich fragte nicht, ob ich sie auch zum Flughafen begleiten sollte. Ferdi kam ebenfalls nicht mit. Ich hielt ihn auf dem Arm, als wäre er drei und keine sechs, damit seine ukrainische Großmutter sich nicht bücken musste, um ihn zum Abschied zu küssen. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie ihn skeptisch ansah, als würde sie irgendetwas an ihm stören. Im Grunde schaute sie mit ähnlichem Blick auf ihn

wie Claudia auf mich.

Sie küsste mich dreimal auf die Wangen, dann riss sie mir plötzlich mit schelmischem Grinsen die Brille vom Gesicht.

Mir verschlug es den Atem.

Sie warf die Brille vor ihre Füße und bohrte ihren Absatz erst ins eine, dann ins andere Glas. Sie zersplitterten krachend. Evgenija schob die Scherben mit dem Fuß beiseite und setzte sich ins Auto, wo Tammy schon ungeduldig auf die Hupe drückte. Sie hatte gar nichts mitgekriegt. Ich ließ Ferdi auf den Boden. Er vermied es mich anzuschauen.

»Die Oma, gell«, sagte ich. Ich war glücklich, endlich für einen Moment allein sein zu können. Fast allein. Ferdi

lehnte sich gegen mein Bein und störte mich komischerweise überhaupt nicht.

Wir waren beide auf der Couch eingeschlafen, als Tammy zurückkam. Ich wachte auf, weil ich trotz einer neuen Brille ihren Schatten auf meinem Gesicht spürte.

»Deine Mutter ist von deiner Karriere als Erbschleicherin nicht begeistert, oder?« flüsterte ich, weil Ferdi immer noch schlief. »Sie hatte bestimmt eine große akademische Laufbahn für dich vorgesehen, und jetzt sitzt du da in der schlimmsten Provinz und verblödest. Sag mir, dass ich mich täusche.«

»Geht dich nichts an. Ist das deine?«

»Wolltest du ihn reinlegen? Wolltest

du in Deutschland bleiben? Aber die Zeiten sind doch längst nicht mehr so, dass ein Mädchen wie du sich dafür leichtsinnig schwängern lässt. Als ich deine Mutter gesehen habe, wurde mir sofort klar, dass du es überhaupt nicht nötig gehabt hattest.«

»*Er* hat mich reingelegt«, sagte Tammy müde. »Er war angeblich so sicher, unfruchtbar zu sein. Ich dachte, er hätte sich vielleicht nach dir sterilisieren lassen. Ein Kind war das Letzte, was ich wollte. Und jetzt ist er für immer fort, und ich darf die Suppe allein auslöffeln. Also sag, ist das deine?«

Erst jetzt sah ich, dass Tammy eine mittelgroße blaue Tasche in den Händen hielt.

»Nein.«

»Hat vielleicht Claudi sie vergessen?«

»Vielleicht.« Dann richtete ich mich auf, schob Ferdis Fuß vorsichtig von meiner Leiste und nahm die Tasche. Ich wusste sofort, wem sie gehörte. Mein Herz schlug bis zum Hals.

»Ich ruf sie an«, murmelte ich, schob mich an Tammy vorbei und rannte hoch unters Dach.

Ich verriegelte die Tür und stellte einen Stuhl davor. Ich setzte mich auf das Bett, aber es kam mir nicht sicher genug vor, also setzte ich mich auf den Stuhl, den ich vor die Tür gestellt hatte. Ich schloss die Augen, tastete nach dem Verschluss und öffnete die Tasche. Dann

zog ich die Kamera heraus, schaltete sie ein und drückte auf Abspielen.



»Hallo, Leute«, sagte der Guru ins Objektiv und lächelte kläglich. Die Kamera schien in seinen Händen zu wackeln, das Bild war furchtbar und seine Gesichtszüge ein wenig verzerrt. Er zog mit einer Hand hektisch den Hut vom Kopf. Es wackelte noch stärker. Anstatt auszuschalten starrte ich mit aufgerissenen Augen aufs Display.

»Hallo, Kinder«, sagte der Guru, und es passierte irgendetwas mit seinen

Augen. Sie liefen merkwürdig an. Ich spürte Verlegenheit aufsteigen. Ich war der Meinung, dass Männer nicht weinen sollten.

»Hallo, meine lieben Kinder«, sagte der Guru. »Ihr wisst inzwischen, ihr seid nicht meine einzigen. Ihr seid nur ... die interessantesten. Ich hab euch total lieb. Ihr müsst mir nicht glauben. Ihr habt keinen Grund, mir zu vertrauen. Aber ich kann ein wenig ruhiger schlafen, wenn ich weiß, dass ihr wenigstens einander habt.«

Die Kamera glitt aus meinen Händen, und ich fing sie auf. Dann guckte ich weiter. Obwohl es nicht viel zu sehen gab. Der Guru schaute mich vom Display an und weinte. Ich rutschte

ungeduldig auf meinem Sitz hin und her.

»... Denkt nicht zu schlecht über mich«, brachte er schließlich hervor.

In diesem Moment drückte mein Daumen auf die Vorspultaste. Ich wollte ihn nicht mehr hören.

Das Gesicht des Gurus verzog sich in Schnelldurchlauf. Es war unmöglich zu sagen, ob er gerade sprach oder stumm an seinen Gedanken herumkaute. Seine Hand flog zu seiner Stirn, sein Hut war zwischendurch auf dem Kopf gelandet und wurde wieder abgenommen.

Ich hatte keine Geduld. Ich drückte auf die Abspieltaste, als im Zeitraffer Jannes Gesicht auftauchte. Janne im Garten, neben ihr Marlon, der die Finger über das Rad ihres Rollstuhls gleiten

ließ, eine Geste, von der ich rot wurde. Eine der ersten gemeinsamen Aufnahmen. Sie sahen gut aus, die beiden. Aber es half ihnen nichts. Wenn es nach dem Guru ging, waren sie Halbgeschwister.

Und meine dazu.

Ich warf den Kopf zurück und lachte mich kaputt.

Es waren schöne Aufnahmen, verwackelt, aber stimmungsvoll, als wären sie nicht vergangene Woche, sondern vor Jahrzehnten aufgenommen worden. Die Art Filme, die man seinen Enkeln zeigt. Das bin ich, als ich noch jung war. Da war ich gemeinsam unterwegs mit meinen ... ääh ... egal.

Das ist eure Großtante Janne. Sie war so schön damals. Und Marlon hätte mir damals sicher die Nase gebrochen, wenn er nicht blind wie ein Maulwurf gewesen wäre. Da habe ich also ganz schön Glück gehabt. Was mit eurem Großonkel Friedrich passiert ist, das müsst ihr ihn selber fragen, das habe ich nie verstanden. Hier sieht er noch wie ein billiges Riesenkuscheltier von der Kirmes aus. Irgendwie hatte er da vorgehabt, den Löffel abzugeben, und es sich dann anders überlegt. Vielleicht hat er rausgefunden, dass er die Erbkrankheiten gar nicht haben kann, die er die ganze Zeit so gehätschelt hat.

Ich drehte den verrauschten Ton herunter und schloss die Augen. Ich hatte

sie nicht einmal verabschiedet, weil ich, als sie abreisten, gerade mit der Witwe meines Vaters im Bett lag. Andererseits hatte ich sie nicht gebeten zu kommen. Ich hatte mich von ihnen eher belästigt als geehrt gefühlt.

Meine Finger strichen über die Tasche. Sie hatte einige Seitentaschen, irgendwas knisterte darin, ich zog es heraus, weil es sich zuerst wie ein Geldschein angefühlt hatte. Aber es war einfach ein Stück Papier, mehrmals zusammengefaltet, bis es ganz klein war. Ich nahm es auseinander und strich es glatt.

Es war eine Liste, auf der Namen standen. Ziemlich viele Namen, daneben ein paar Zahlen, dahinter in Klammern

weibliche Vornamen. Geburtstage: Drei Jahre vor meinem fing es an und endete zwei Jahre später. Mütter mit ihren Kindern. Es war ganz einfach, unsere sechs zu finden. Sie waren alle mit einem Stern markiert.

Ich wollte nicht, dass irgendjemand dachte, ich hätte Freunde. Schon gar nicht solche. Wir würden auch nie Freunde werden. Es war in Wirklichkeit viel schlimmer. In Wirklichkeit war alles immer schlimmer. Und komischer.



Ich konnte keine Klingel

am Tor finden, also klopfte ich mit der Faust dagegen und schob es auf. Ich wusste noch, wie ich hier früher immer vorbeigelaufen war auf dem Weg zum Kindergarten. Der Duft nach Pferden und Stroh war unterm Tor hindurch auf die Straße gekrochen und hatte mich berauscht. Manchmal war ich stehen geblieben und hatte gewartet, dass das Tor endlich aufging und das Pferd rauskam, von dem ich sicher war, dass es da drin wohnen musste. Aber es war kein einziges Mal passiert.

»Herein!« rief eine Frauenstimme, aber da stand ich schon drin.

Sie war klein und rund und hatte ein Lächeln, das mich an Lucy erinnerte. Sie war etwa fünfzig Jahre alt, vielleicht

auch älter. Sie sah mich ein wenig erschrocken an, ich hob die Faust mit dem Aushang, den ich beim Edeka von der Wand gerissen hatte.

»Sind sie noch da?«

»Na klar. Alle.« Sie lächelte wieder und führte mich in den Stall. Dort stand eine Werkbank, daneben gestapeltes Holz. An der Wand hing ein riesiges, von einer Schlingpflanze umranktes Wagenrad.

»Hier.« Die Frau berührte mich vorsichtig am Ärmel, als ich die falsche Richtung ansteuerte. Sie drückte mir ein paar krümelige, faulig riechende Brocken in die Hand. »Gib es der Mutter.«

Die Mutter leckte meine Hände,

nachdem ich ihr die Brocken hingehalten hatte. Ihre kitzlige warme Zunge suchte die Zwischenräume zwischen meinen Fingern nach verbliebenen Krümeln ab. Sie hatte eine spitze Schnauze und kluge Augen. Drei dicke Kinder rannten bellend auf mich zu und wuselten um meine Füße.

»Alle drei?« Die Frau sah mich kurz an und drehte das Gesicht wieder zur Sonne. Ich ging in die Hocke, um die Mutter zu streicheln.

»Nein«, sagte ich. »Leider nur zwei.« Sie gab mir einen zerrupften Weidenkorb, legte ihn mit einer zerschissenen Wolldecke aus, und gemeinsam fingen wir zwei der Welpen ein, einen rötlichen und einen schwarz

gefleckten, und setzten sie hinein. Sie stupsten sich gegenseitig an und fiepten. Die Frau erzählte etwas über Chips und Impfungen, aber ich hörte nicht zu. Ich streichelte die Welpen abwechselnd. Dann hielt ich der Frau einen Hunderter hin.

Sie nahm ihn und steckte ihn in die Tasche, die vorn an ihrer Schürze angebracht war.

»Ich kann sie nicht verschenken. Was nichts kostet, ist nichts wert.« Sie klang, als wollte sie sich entschuldigen.

»Ich weiß«, sagte ich. »Sie haben völlig recht.«

Die Mutter wedelte mit dem Schwanz, als könne sie sich nichts Schöneres vorstellen, als endlich von zwei ihrer

drei Kinder befreit zu werden. Ich streichelte sie ein letztes Mal. Die Frau begleitete mich zum Tor.

»Es tut mir so leid mit deinem Vater«, sagte sie, als ich schon auf der Straße stand. »Friede seiner Seele.«

»Danke«, sagte ich.

»Ich hätte dich aber auch so erkannt«, sagte sie. »Früher bist du immer hier vorbei in den Kindergarten gelaufen.«

Sie schien auf eine Antwort zu warten, aber ich stand stumm da, den Korb mit den Welpen an die Brust gedrückt. Dann lächelte sie ein letztes Mal und schloss das Tor, und ich hatte sie nicht gefragt, ob sie wirklich mal ein Pferd in ihrem Stall stehen hatte.



»Spinnst du?« brüllte Tammy. »Wie stellst du dir das vor?«

»Ich habe es ihm versprochen«, sagte ich.

»Du bist wirklich ein Superheld – versprichst Sachen, und ich bin dann die Böse. Was fällt dir ein? Womit soll ich den füttern?«

»Ich zahl dir das Futter«, sagte ich.
»Und ich nehme ihn immer, wenn ihr in den Urlaub fahrt.«

»Das sagt sich so leicht!«

Wir drehten uns gleichzeitig zum Fenster. Ferdi rannte durch den Garten.

Die Welpen watschelten hinterher und kläfften begeistert. Als ich Ferdis Gesicht sah, musste ich mich sofort abwenden, damit nicht irgendetwas in mir zersprang. Ich warf einen Blick auf Tammy. Die Tränen rannen ihr übers Gesicht, aber sie lächelte.

»Komm mit nach Berlin«, sagte ich.
»Ihr müsst hier nicht bleiben. Ich werde mich um euch kümmern. So gut ich kann.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Aber was hält dich hier?«

»Das verstehst du nicht. Und für wen ist eigentlich der Zweite?« fragte sie verschnupft. »Für dich?«

Ich zuckte mit den Schultern. Aus irgendeinem Grund wollte ich es ihr

nicht sagen. Vielleicht würde sie eifersüchtig sein. Vielleicht war aber auch das alles Quatsch.

»Das wird eine tolle Fahrt«, sagte Tammy schadenfroh auf dem Bahnsteig. »Ich hoffe, dass der kleine Hund dich vollpinkelt und du so richtig Ärger mit den anderen Passagieren bekommst.«

»Wird schon so kommen«, tröstete ich sie.

Sie fragte mich nicht, ob ich nicht etwas länger bleiben könne. Das rechnete ich ihr hoch an. Ich umarmte sie und atmete tief ein, und dann hörte ich sie heiß in mein Ohr flüstern.

»Ich werde ihn immer lieben.«

»Ich weiß.«

Ich rüttelte an der Tür der Regionalbahn, die scheppernd angefahren war. Nur sechs Stunden und zwei Mal umsteigen, und schon war ich zu Hause. Ich fand ein leeres Abteil und stellte den Korb mit dem Hund auf den Sitz. Über den Kopflehen war ein zerkratzter Spiegel. Der Korb begann verdächtig zu wackeln, also stellte ich ihn auf den Boden. Dann öffnete ich das Fenster und lehnte mich raus.

»Geh nach Hause«, sagte ich zu Tammy, die in ihrem kurzen Kleidchen bibbernd auf dem Gleis stand.

Sie nickte und rührte sich nicht vom Fleck. Mir wäre es lieber gewesen, wenn sie einfach gegangen wäre. So konnte ich mich nicht richtig hinsetzen,

ich musste sie anschauen, daran denken, dass sie vielleicht aus reinem Pflichtgefühl wartete und in Wahrheit nur an die Parkuhr dachte. Aber sie blieb beharrlich stehen, bis der Zug abfuhr, und winkte, und ich winkte zurück. Dann konnte ich sie nicht mehr sehen.

Der Welpen hatte es geschafft, aus dem Korb zu klettern. Er entdeckte meinen Schuh und wedelte so eifrig mit seinem winzigen Schwanz, als hätte er ihn schon die ganze Zeit furchtbar vermisst. Ich fing ihn wieder ein und setzte ihn in den Korb zurück.

Durch das geöffnete Fenster zog es. Ich schob es wieder zu und wuchtete meinen Koffer auf die Gepäckablage. Ich

freute mich auf Claudia. Ich hatte ihr einiges zu sagen. Aber ich ahnte, dass meine Rede, bis ich in Berlin angekommen war, auf ganz wenige Wörter zusammengeschrumpft sein würde.

Und die würde ich sowieso nicht aussprechen.

Ich drehte mich zum Spiegel und nahm die Brille ab.

Das Buch

Die atemberaubende Geschichte vom Jungen, der sein Gesicht verlor – komisch, traurig und böse

Alina Bronsky erzählt vom Aufbruch aus der Isolation, von der Hoffnung auf Verständnis, von der Sehnsucht, als der erkannt zu werden, der man wirklich ist – und damit von allem, was das Erwachsenwerden ausmacht. Rasend komisch und herzzerreißend traurig, niemals weinerlich, aber immer wieder herrlich böse.

Marek traut seinen Augen nicht, als er den Gruppenraum im Familienbildungszentrum betritt: ein

Stuhlkreis mit sechs versehrten Jugendlichen, geleitet von einem unrasierten Guru mit sanfter Stimme und langem Haar. Ausgerechnet eine Selbsthilfegruppe! Marek dachte, er würde eine Lerngruppe fürs externe Abitur besuchen, und will mit der "Krüppeltruppe" nichts zu tun haben – doch schon ist er mittendrin und sein Leben steht Kopf.

In Alina Bronskys drittem Roman geht es erneut so rasant zu, dass man nicht weiß, ob man gerade lachen oder weinen soll. Ihr jugendlicher Held hat eine Kampfhund-Attacke auf sein Gesicht hinter sich, will mit dem Leben nichts mehr zu tun haben und das Leben nichts mehr mit ihm. Die Nummer seiner

Freundin hat Marek auf immer und ewig gelöscht. Auf die Straße traut er sich nur im Dunkeln, und auch dann nur mit Sonnenbrille.

Was als ultimative Demütigung beginnt – von seiner alleinerziehenden Mutter in die falsche Gruppe gelockt worden zu sein –, erweist sich bald als große Chance. Eine zickige Schönheit in Rollstuhl, eine zarte Liebe, eine gemeinsame Gruppenfreizeit und ein plötzlicher Todesfall lassen Marek seinen Weltschmerz für immer vergessen.

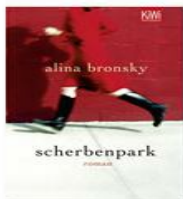
Der Autor

Alina Bronsky, geboren 1978 in Jekaterinburg/Russland, verbrachte ihre Kindheit auf der asiatischen Seite des Ural-Gebirges und ihre Jugend in Marburg und Darmstadt. Nach abgebrochenem Medizinstudium arbeitete sie als Werbetexterin und als Redakteurin bei einer Tageszeitung. Sie lebt in Berlin. Ihr Debütroman "Scherbenpark" erhielt großes Kritikerlob und wurde zum Bestseller, Alina Bronsky zur "aufregendsten Newcomerin der Saison" (*Der Spiegel*). Ihr zweiter Roman "Die schärfsten Gerichte der tatarischen Küche" erschien 2011 und war ebenfalls ein

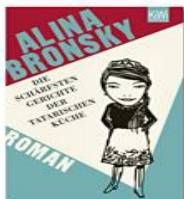
Kritikererfolg und Bestseller. "Scherbenpark" ist inzwischen beliebte Lektüre im Deutschunterricht und wurde gerade fürs Kino verfilmt. Die Rechte an Alina Bronskys Romanen wurden in 15 Länder verkauft.

Mit "Spiegelkind" und "Spiegelriss" hat sie sich in den letzten Jahren auch erfolgreich als Jugendbuchautorin etabliert.

Bücher, die Spuren hinterlassen.



KiWi 1118



KiWi 1248



KiWi 1247



KiWi 875



KiWi 1218



KiWi 1249

Heute lesen, was morgen erscheint!



Stöbern Sie in unserem Lesebuch, mit exklusiven Leseproben, Hintergründen, Videos und Terminen zu den neuesten Büchern. Wir wünschen Ihnen heute schon viel Spaß mit unseren Büchern von morgen!



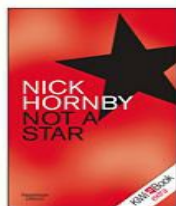
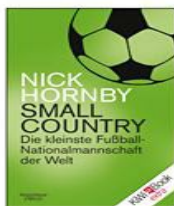
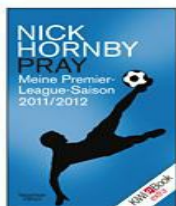
Kiepenheuer
& Witsch

Hier geht es zum Gratis-eBook-Download:

<http://www.kiwi-verlag.de/spezialseiten/kiwi-ebook-download-portal>

KiWi Book extra

Die rein digitale Edition bei
Kiepenheuer & Witsch



Book

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2013

© 2013 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2013 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln

Covermotiv: © Neubauwelt; Microstockfish -

Fotolia.com

Autorenfoto: © Bettina Fürst-Fastré

Fonteinbettung der Schrift DejaVu nach Richtline von
[Bitstream Vera](#)

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung

des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

eBook-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN: 978-3-462-04462-1 (Buch)

ISBN: 978-3-462-30720-7 (eBook)

www.kiwi-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Titel](#)

[Menü](#)

[Widmung](#)

[Hauptteil](#)

[Buch](#)

[Autor](#)

[Lesetipps](#)

[Impressum](#)